



Berlin, den 24. Januar 1905.

Babel, Bebel, Bibel.

Ein berliner Konzertsaal. Auf den Ehrenplätzen der Deutsche Kaiser mit seiner Frau, der Kanzler des Reiches, der preussische Kultusminister, die bekanntesten Hofprediger. Auf der Katheder ein Assyriologe und Direktor der königlichen Museen, der beweisen will, daß die zum Kranz der altjüdischen Mythen gewundenen Blätter und Blumen in Babylonien gewachsen sind, daß der Monotheismus nicht etwa von Israels Genius erfunden ward, sondern, sehr lange vor Moses, in der frommen Vorstellung nordsemitischer Beduinen entstand und daß nur Aberglaube in der Bibel eine persönliche Offenbarung Gottes sehen kann. Haben wir solche „unmittelbare Gottesoffenbarung“ denn verdient? Nein, antwortet der Redner: „denn geradezu frivol hat die Menschheit die zehn Worte auf den Gesteinstafeln vom Sinai bis auf diesen Tag behandelt“. Und auch dieser Dekalog, fügt er hinzu, auch das mosaische Gesetz stammt nicht aus dem von neuem Sehnen befruchteten Schoß Israels, sondern ist, wie wir jetzt wissen, nur eine Wiederholung babylonischer Legenden; Hammurabi schon, der fast neunhundert Jahre vor Moses König von Babylon war, empfing, wie die Schrift unter einem uralten Steinbild uns lehrt, vom Sonnengott seine Gesetze. Nur im wachen Gewissen des Menschen spricht Gott. Das Alte Testament ist eine Sammlung importirter, von semitischer Phantasie bearbeiteter Mären, ist Menschenwerk, das der nachprüfenden Kritik morsch erscheint und schon deshalb nicht als unverrückbar feste Grundlage unseres Glaubens betrachtet werden darf. Die Reformation hat Manches überwunden; doch sie war nur eine Etape und wir müssen weiter. „Das große Wort von der Nothwendig-

leit einer Weiterentwicklung der Religion ist (vom Kaiser in Görlich) gesprochen worden"; der Redner mahnt, dieses Wortes eingedenk zu bleiben, und schließt mit tiefer Verneigung vor dem „Adlerblick“ Wilhelms des Zweiten. Ist der Beweis gelungen, dann sind die Wurzeln der Staatsreligion gelockert; mit dem Glauben an die „Heilige Schrift“ als an eine persönliche Offenbarung Gottes stürzt das ganze ehrwürdige Dogmengebäude. Und der Versammlung scheint der Beweis gelungen; sie klatscht, als habe ein Paderewski oder Rubelik ihr Ohr erfreut. Auch von den Ehrenplätzen kommt kein Widerspruch, kein Echo zorniger Inbrunst. Die Hofprediger schweigen. Der Kanzler, der Kultusminister geben sich Mühe, in ihren Mienen zu zeigen, daß der Vortrag sie erbaut hat. Der Kaiser schüttelt die Hand des Redners, des Professors Friedrich Deligisch, und stellt ihn seiner Frau vor, der frommsten Dame im Reich, die an den Assyriologen „huldvolle Worte richtet“.

Das geschah am dreizehnten Januar 1903. An dem selben Kalendertag hatte im vorigen Jahr Herr Professor Deligisch über das selbe Thema in dem selben Saal schon einmal gesprochen. Auch damals hörte ihm der Kaiser zu und „auf Allerhöchsten Befehl“ wurde der Vortrag im Schloß wiederholt, damit die Herrn und Frauen am Hof ihm lauschen könnten. Dieser erste Vortrag ist gedruckt, der zweite einstweilen nur aus Zeitungsberichten bekannt, die dem Redner nicht genügen. Seine Absicht lehrt die kleine Schrift „Babel und Bibel“ uns erkennen. Er steht staunend vor dem Ergebnis der Ausgrabungen und der Keilschriftforschungen. Das Alte Testament ist nicht mehr „eine Welt für sich“; mit Babylonien und Assyrien schon war das hebräische Alterthum „von Anfang bis zu Ende verkettet“. Gestalten, Städte, ganze Völker des alten Legendenkreises werden unserem Blick lebendig. Den Stammestypus der Elamiten, Babylonier, Judäer, Israeliten, Araber zeigen enträthselte Steinbilder uns. Und auf Schritt und Tritt finden wir Gesträuch, das zum hebräischen Mythenkranz die Blätter und Blumen geliefert haben muß. An die Auslegung Moses erinnert die Legende von der Kindheit Sargons des Ersten. Wie Jesaias die assyrischen Truppen schildert, so schauen wir sie auf den Alabasterreliefs der Paläste Sargons und Sanheribs, auf den Bronzethoren Salmanassars. Die Form der Gesetze, das Opferwesen, das Münz-, Maß- und Gewichts-System holten die zwölf Stämme Israels sich aus der Alles beherrschenden babylonischen Kultur Kanaans. Vom Euphrat und Tigris stammt die Sabbathfeier. Zweitausend Jahre vor Christi, sechshundert Jahr vor Moses Geburt wurde in Ninive die Geschichte einer Sintfluth aufgezeichnet, deren Noah

Xisuthros hieß; und die zehn Könige, die vor der Fluth in Babylonien herrschten, rufen uns die zehn vorfluthlichen Urväter des Alten Testaments ins Gedächtniß. Welterschöpfung, Schlangemythos, verbotene Frucht, Sündenfall, Schemol mit Paradies und Wüste, Kerubim und Seraphim: das Alles fand Israel im babylonischen Kulturkreis. Und diese Kultur wirkt in uns fort, wenn wir die Stunde in sechzig Minuten, die Minute in sechzig Sekunden theilen und am Himmel die zwölf Thierbilder unterscheiden. Sogar Spuren monotheistischer Regungen hat man am Euphrat ausgegraben und drei Thontäfelchen aus der Zeit Sinmubalits und seines Sohnes Hammurabi tragen die Inschrift: „Jahwe ist Gott.“ Selbst Jahwe also „ist ein uraltes Erbtheil jener kanaanäischen Stämme, die um 2500 vor Christi Geburt in Babylonien sesshaft wurden und aus denen dann nach Jahrhunderten die zwölf Stämme Israels hervorgehen sollten“. Leider war Babylons Volk in religiösen Dingen so indolent, daß es, trotzdem freie Geister mahnten, in Marbut, dem Lichtgott, alle anderen Götter zu ehren, drei Jahrtausende lang den Polytheismus als Staatsreligion erhielt. Das Beispiel sollte uns warnen, uns nicht ruhen lassen, bis die Religion der Propheten und des Galiläers von den babylonisch-assyrischen Vorstellungen befreit ist.

Nicht so weit ins dunkle Land der Theologie wagt sich ein anderer Orientalist vor, der berliner Privatdozent Dr. Hugo Winckler, dessen Schrift „Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unserigen“ mich lehrreicher dünkt als Delitschs zwischen Schwärmereffrase und Feuilletonstil schwankende Darstellung. Winckler spricht als Assyriologe; er will Resultate seiner Wissenschaft ins Volk tragen, nicht irrende Seelen zum Heil führen. Die neuen Entdeckungen sind ihm wichtig, weil sie den Begriff der geschichtlichen Zeit erweitern; die „Weltgeschichte“ begann uns bisher im siebenten, eigentlich erst im sechsten Jahrhundert und jetzt haben wir altorientalische Urkunden, die bis ins Jahr 3000 vor Christi Geburt zurückreichen. „Was früher der Anfang war, ist jetzt in die Mitte getreten“; und diese Erweiterung des Sehvermögens schafft ein völlig verändertes Bild der Menschheitentwicklung. Die ältesten Urkunden sind in sumerischer Sprache geschrieben, der Sprache der Gelehrten und Priester, die für den Orient ungefähr die selbe Bedeutung hatte wie für den Occident das Latein; nur hat das Volk, das sie sprach, uns kein Lebenszeichen, kein Denkmal hinterlassen. Nicht nach ihm nennen wir die Kultur, auch nicht nach den Assyriern, die zuletzt mit straffer militärischer und bürokratischer Zucht am Euphrat und Tigris, in Syrien und Palästina herrschten, wie Preußen heute in Deutsch-

land herrscht; wir reden von babylonischer Weltanschauung, babylonischer Götterlehre. „Eine Gestirnsreligion. Zahllose Götter, die aber nur Offenbarungsformen der einen großen göttlichen Gewalt sind. Der Sternenhimmel ist das große Buch, in dem die Geschichten von Himmel und Erde verzeichnet sind und aus dem man sie ablesen kann. Dem Babylonier offenbart sich aller göttliche Wille in den Sternen und alle irdischen Einrichtungen müssen deshalb ein Abbild der himmlischen sein; das Bild eines geordneten Staatswesens muß genau dem himmlischen Vorbild entsprechen.“ Die Babylonier waren die Lehrmeister der Menschheit in der Astronomie, die den Sterngläubigen auch Astrologie werden mußte. Von ihnen kommt das Sexagesimalsystem, das in unserer Kalendereintheilung fortwirkt. Aus ihrem Kulturkreis holte Pythagoras seine Lehre. Unser Karneval hat ein Vorbild in einer Zeit übermüthigen Mummenschanzes, die in Babylonien — nach unserer Rechnung im Februar — den Beginn eines neuen Jahres feierte. Wenn wir von einer Ausdrucksform sagen, sie gehe über das Bohnenlied hinaus, so kehrt in solchem Wort die Erinnerung an die im babylonischen Karneval gewählte Bohnenkönigin wieder, der robuste Lebenslust derbe Lieder sang. Wodan, der Thor der Germanen, ist gern Erbsenbrei und sein Thier ist der Eber: noch heute wird in manchen Gegenden Norddeutschlands am Donnerstag (Thors Tag) Erbsenbrei mit Schweinefleisch gegessen. Die Zwillinge des Thierkreises, in deren Zeichen am Anfang der babylonischen Kultur die Frühlingstagesgleiche fiel, wurden ursprünglich als zwei Ziegenböcke dargestellt. „Das sind die beiden Thiere Thors, die er vor einen Wagen spannt. Sie sind uns in ihrer Symbolik als Zeichen des Frühjahrs sehr vertraut im Vockbier, dessen Erklärung so lange räthselhaft war; es ist das Frühjahrsbier, und wenn die Pyramiden die Ueberlieferung von fünf Jahrtausenden darstellen, so spricht aus dem Zeichen des Bodes zu uns ein Alterthum von siebentaufend Jahren.“ Die Vorstellung von den sieben Himmeln ist der babylonischen Anschauung entlehnt, die den Thierkreis als ein siebenstufiges Amphitheater sah. Aus Babylon haßte der Fluch, Staub fressen zu müssen, der Schlange nach. Aus Babylon kam den Ptolemäern, Seleuziden und Caesaren der Anspruch, als Götter geehrt zu werden. In Babylon fand Campanella das Muster seines Solarietstaates. Dem babylonischen Neujahrsmythos entwuchs die Märchengestalt des Däumlings. Und so weiter . . . In der Schätzung der hohen, durch die Jahrtausende wirkenden Kultur der Babylonier stimmen beide Assyriologen überein. Winckler bleibt nüchtern, auch wenn er die ungeheure Geistesarbeit des alten Volkes preist,

daß sich eine einheitliche Weltanschauung zu schaffen vermochte. Delitzsch aber ruft, die Summe dieser neuen Erkenntnisse werde „das Leben der Menschen und Völker tiefer erregen und bedeutsameren Fortschritten zuführen als alle modernen Entdeckungen der Naturwissenschaften zusammen“.

Wirklich?.. Der Laie kann die Ergebnisse der Spezialistenarbeit nicht nachprüfen, nicht entscheiden, ob die Keilschriftforschung fernem Enkeln nicht eben so wunderbar scheinen wird wie uns das Räthen der Astrologen. Wohl aber darf er fragen, ob die gerühmten Resultate denn gar so neu sind; und dieser Frage kann der leidlich Gebildete die Antwort finden. Sieht es seit gestern, seit vorgestern erst eine wissenschaftliche Bibelkritik? Delitzsch erinnert selbst an Jean Astruc, den Leibchirurgen Ludwigs des Vierzehnten, als an den Mann, der vor hundertundfünfzig Jahren, nach Goethes Wort zuerst „Messer und Sonde an den Pentateuch legte“ und erkennen ließ, daß die fünf Bücher Moses „aus sehr verschiedenartigen Quellschriften zusammengestellt sind“. Und seitdem sind die Orientalisten beider Erdtheile nicht müßig gewesen. Daß assyrische und ägyptische Ueberlieferungen in Israels Institutionen fortwirkten, hatte schon Montesquieu geahnt. Vor fünfzig Jahren schrieb Paul de Lagarde, der gelehrte Sammler der „Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuchs“: „Das, was wir heute Altes Testament nennen, hat mit der jüdischen Religion herzlich wenig zu thun. Der Monotheismus ist nichts spezifisch Jüdisches: Chinesen, Inder, Griechen, vermuthlich auch Ägypter haben ihn gehabt; er ist das nothwendige Ergebniß des Denkens und an sich ohne jeden ethischen Werth. Monotheismus ist so wenig Religion, wie das Wissen um die Einwohnerzahl Deutschlands deutscher Patriotismus, und das Wissen, daß man nur eine Mutter hat, kindliche Liebe ist.“ Ein Vierteljahrhundert danach sagte er, der ägyptische Stamm der Leviten habe, als Erbe und Träger alter Kultur und höherer Bildung, die semitischen Horden unterjocht, nannte das Volk Israel „eine Mischung ganz verschiedener Bestandtheile“ und erinnerte an die steten Beziehungen der Ostjordanländer zu den Beduinen der Wüste, an den von dort kommenden Einfluß und an die „arabische Seelenstimmung“ der Propheten. Als sein Freund Renan die *Histoire du peuple d'Israël* schrieb, konnte er sich schon auf die kritische Vorarbeit der Neuf, Graf, Ruenen, Möldeke, Wellhausen, Stade stützen und im Vorwort für das Licht danken, das aus Masperos ägyptologischen und Schraders assyriologischen Forschungen auf seinen Weg gefallen sei. Im ersten Band — wo die Bibel die schlimmste Feindin der Wissenschaft genannt wird — fällt die Schilderung

des altbabylonischen Einflusses ein ganzes Kapitel, das schon die wichtigsten der jetzt von Delitzsch popularisirten Entdeckungen meldet und mit den Sätzen schließt: „Nicht erfunden hat das Volk wandernder Hirten diese merkwürdigen Geschichten, aber ihren Erfolg gesichert. Nur in der Vereinfachung, die der semitische Genius wirkte, konnte die Schöpfungslehre der Chaldäer die Welt erobern.“ Der Name Jahwe, hören wir, sei den Babyloniern entlehnt; auch die in Ninive gefundene Ziegelsteintafel, auf der die Geschichte der Sintfluth erzählt ist, erwähnt Renan schon. Andere Verwandtschaften und Aehnlichkeiten der Hauptreligionen des Orients mag man in Jaccolliots feinem, von Nießsche gern gelesenen Buch Manou, Moïse, Mahomet suchen. Und weil nun weitergegraben und weiterentziffert, weil nach den alten Urkunden manche neue ans Licht gebracht ist: deshalb soll der Menschheit ein neuer Morgen dämmern, sollen moderne Völker in brünstiger Wonne rufen: Ex oriente lux? Das ist der Traum eines Spezialisten, der sich in sein Netz eingesponnen und gar nicht gemerkt hat, daß die Fäden, die ihn fesseln, nicht bis an die Gefühlsphäre der Masse hinreichen. Die Menschen, denen die Bibel noch heute nicht Menschenwerk, sondern persönliche Offenbarung Gottes ist, werden auf Delitzschs Wort nicht andächtiger lauschen als auf die Rede stärkerer Vorarbeiter. Und die Anderen sind nicht von den Assyriologen belehrt worden, sondern von den Naturforschern, deren „Entdeckungen“ der von der Gnadensonne bestrahlte Professor so gering schätzt. Wichtiger als die Frage, in welchem Umfang der babylonische Mythos in der Judenlegende nachgewirkt hat, unendlich wichtiger war die Erkenntniß, daß unsere Erde nicht der Mittelpunkt der Schöpfung ist, sondern ein kleiner Planet; denn der Morgenwind dieser Erkenntniß wehte alle Kosmogonien der Mythentage hinweg. Primus in orbe deos fecit timor. Diese von der Furcht geschaffenen Götter leben, so lange sie den Zitternden ein Hort sind, und sterben, wenn neue Gefahr auftaucht, gegen die ihre Macht sich unwirksam erweist. Die Enthüllung seiner Herkunft hat nie einen Gott getödtet.

Der Lärm, der den Reden des Professors Delitzsch nachhallte, wäre unbegreiflich, wenn er der Neuheit der Verkündung gölte. Doch selbst der skeptische Beurtheiler neudeutscher Kultur kann nicht glauben, erst das über „Babel und Bibel“ Gesagte habe die Mehrheit der gebildeten Laien die „Heilige Schrift“ richtig schätzen gelehrt. Ein Zeitungschreiber, der sein Leben lang auf den Gemeinplätzen des Parlamentarismus und der Parteipolitik das Futter gefunden hat, mag die Behauptung, die Bibel sei aus babylonischen Ueberlieferungen entstanden, „neu und lähn“ nennen: die That-

sache ist längst sogar in sozialdemokratischen Volkschriften schon erwähnt worden, und wer nie davon hörte, konnte sich dennoch denken, daß Israels Gesetzbücher von fremden Elementen eben so wenig frei geblieben sind wie irgend eine moderne Staatsverfassung oder Sittenlehre. Das Alte Testament, gegen dessen Moral antisemitische Gelehrte und Demagogen so oft zum Kampfe gerufen haben, ist uns eine Sammlung wundervoller Sinngedichte und Epen, deren Werth die größere oder geringere Undurchsichtigkeit ihres Ursprunges nicht mindern kann. Daß die Orthodoxen, Katholiken, Protestanten, Juden, in Bewegung kamen, hat einen anderen Grund; nicht der Redner hat sie aufgeschreckt, sondern der Beifall, der ihm von dem an Rang höchsten Hörer gespendet wurde. Und ihr Bangen, ihr — zaghaft nur ausgesprochener — Groll ist leicht zu verstehen. Der Glaube an die persönliche Offenbarung Gottes, der wir die Heilige Schrift danken, war bis jetzt Staatsreligion; wer im Staat warm gebettet sein wollte, mußte diesen Glauben bekennen. Weh Jedem, der an der mosaischen Geneseis zu zweifeln wagte! Viertausend Jahre nach Babels großer Zeit lebten wir in babylonischen Vorstellungen, — sollten wenigstens nach offizieller Weisung so leben. Nicht vom gestirnten Himmel zwar lasen wir die alles Handeln und Wandeln der Einzelnen und ganzer Völker bindenden Regeln ab; doch wir hatten ein Buch, aus dem Gott zu uns sprach, der freie Schöpfer des Himmels und der Erde. Er hat Alles vorausbestimmt, die Bahnen allen Geschehens vorgezeichnet; und die Aufgabe des Staates, der Kirche, der Wissenschaft ist, zu beweisen, daß die menschlichen Einrichtungen dem göttlichen Willen angepaßt sind, der sich in dem Heiligen Buch offenbart hat. Nicht neue Lehre sollte gefunden, sondern die alte vor Verdunkelung bewahrt werden. Die Aufgabe war manchmal recht schwer zu bewältigen. Der neuere widersprach dem älteren Bibeltheil und sollte doch der Verheißung Erfüllung bringen. Die Weisheit der Propheten, Evangelisten, Apostel bot keine im Kampfe ums Dasein brauchbare Waffe. An allen Ecken riß die Alltagsarbeit, der Alltagschacher Löcher in das Orientalengewebe. Man half sich, so gut es ging, trug das Prunkgewand nur noch an Feiertagen und war schon zufrieden, wenn die Lippe die vorgeschriebene Säkung sprach. An der durfte nicht gerüttelt werden; denn nur am festen Dogmenpalast reißt eine Staatsreligion. Und nun? Nun soll die Religion „weiterentwickelt“ werden. Nun giebt es keine „Gottesoffenbarung außer der, die Jeder in seinem Gewissen trägt“. Das sagt nicht nur ein unbeträchtlicher Professor: Das billigt der Deutsche Kaiser, — der selbe Kaiser, der im Juli 1900 seiner Schiffsmannschaft in einer ganz

dem alttestamentarischen Mythenkreis entnommenen Predigt Herrn Josua als Vorbild gezeigt und noch vor ein paar Monaten in Nachen gesagt hat: „Beide christliche Konfessionen müssen das eine große Ziel im Auge behalten, die Gottesfurcht und die Ehrfurcht vor der Religion zu erhalten und zu stärken. Ob wir moderne Menschen sind, ob wir auf diesem oder jenem Gebiet wirken, ist einerlei: Wer sein Leben nicht auf die Basis der Religion stellt, Der ist verloren.“ Wo aber ist die haltbare Basis einer Religion, die nicht mit starken Wurzeln im Heiligen Lande der Träume ruht, sondern aus ihren ältesten Fasern gelöst und „weiterentwickelt“ werden soll? Das Alte Testament scheint als Grundlage ja nicht mehr zu brauchen ... Eben, nach Delijšs Vortrag, hat Maspero uns erzählt, in Susa sei das Gesezbuch Hammurabis gefunden worden. Der große König von Babylon war ein kluger Mann: nicht im Menschenfenn, sprach er zu seinem Volk, wuchs solche Weisheit; auch ein König konnte sie nur vom höheren Herrn des Himmels empfangen. Und er befahl, im Steinbild den König zu zeigen, der nach dem Diktat des Lichtgottes das Gesetz niederschreibt. Vielleicht hat sich sein Kodex deshalb so lange gehalten.

Die Unruhe der Orthodoxen ist nicht grundlos. Sie haben von dem frommen Joseph de Maistre gelernt, daß die Gefahr der Revolution Jeden bedroht, der die Fundamente eines alten Baues aufgräbt. Vor dieser Gräberei zittern sie, nicht vor babylonischen Ausgrabungen; denn auch sie wissen, daß die Enthüllung seiner Herkunft nie einen Gott zu töten vermochte. Christi Gemeinde ist nicht kleiner geworden, seit der Nationalismus den Sohn der Jungfrau verbannt und, statt dem Himmelsbeherrscher, dem Zimmermann die Ehren der Vaterschaft zuerkannt hat. Doch der in langer Uebung geschärfte Priesterinstinkt wehrt ihnen die Hoffnung, unsere an Leidenschaft und an einbildnerischen Kräften arme Zeit könne einen neuen Glauben gebären. Nur einen sehen sie; und der freut ihr Auge nicht. Der findet, wie Delijš, die Menschheit habe die zehn Worte vom Sinai bisher „geradezu frivol behandelt.“ Der will auch, auf seine besondere Weise, die Religion weiterentwickeln. Und die in die Hofmode gekommene Wahrheit, daß nur in des Menschen Gewissen Gott spricht, hat er längst in den Satz gefaßt: Religion ist Privatsache.



Ein Pressgesetz.

Vor hundertundsiebenzehn Jahren schrieb der Engländer George Crabbe, der zuerst Chirurg und dann Theologe war, ein satirisches Gedicht, *The News-papers*, das sich gegen die wachsende Fluth der Zeitungen richtete. Hier einige zierliche Verse daraus, die zeigen, wie damals die schulmeisternde gelehrte Dichtung in der Furcht, von dem jungen Riesen des Journalismus verdrängt zu werden, die ephemere Art seiner Erzeugnisse geißelte und gegen die Gefahr einer Verödung des geistigen Lebens Front machen zu müssen glaubte:

„Ach, Euer Zauber hat gelockt die schwache Menge!
Des Lesers Auge bannet ein buhlerisch Gedränge,
Ein täglich neuer Schwarm von Blättern sonder Zahl.
Der Sterbliche benennt die Tödlischen: Journal.
Und ungelesen liegt der edlen Geister Band
Und unbemühet stirbt, was der Olymp gesandt.“
„Der Zeitung wendet sich der Blick des Lesers zu:
Wem es vor Blättern graut, bei Blättern hat er Ruh!“
„ Des Schicksals Güte weicht
Sie eines Tages Ruhm und eines Tages Zeit.
Sorglos schreibt, wer sie schreibt, so Vieles grad' zusammen,
Wie viele Worte ihm die Zeile fertig rammen,
Wie viele Zeilen ihm die Spalte absolviren,
Wie viele Spalten ihm das Ganze ausmöbliren.“

Freilich: das Leben des Journalisten war damals eben so wenig von Sorgen und Dornen frei wie heute und selbst im freien England standen Geld- und Gefängnißstrafen, stand sogar der Pranger für ihn in Bereitschaft. Bedeutende Staatsmänner wie Burke und Pitt erklärten sich im Allgemeinen für Pressfreiheit, wurden aber höchst empfindlich, wenn die Presse sich gegen ihre eigene werthe Person wandte, — wie ja auch der selbe preussische Herrscher, dessen Wort von den „Gazetten, die nicht genirt werden müssen“ geflügelt ward, sich, wo sein Interesse ins Spiel kam, durchaus nicht besann, einen widerspenstigen gazettir mit einer Tracht Prügel zu der wünschenswerthen Parität in der Zeitungberichterstattung bringen zu lassen. Wie anders also die Stellungnahme zur Presse in der Arena der politischen Antagonismen als in der politischen Spiegelung des Pfarrers von Townbridge! In der That war politisch der maßgebliche Gesichtspunkt, von dem aus Pressfreiheit gefordert wurde, stets die mit einem ungemeßenen Glauben an die Wirkungskraft des freien Wortes gepaarte Ueberzeugung, wenn nur jede Fessel gelöst sei, werde das geistige Leben sich in der Presse kräftig regen; und der Widerstand gegen diese Forderung entsprang dem selben Glauben der Gewalthaber,

denen eben an Erweckung, Aufklärung, eigenem Urtheil und Selbständigkeit der Massen nichts gelegen war; mit anderen Worten: die selbe Prämisse bei Pressbeförderern und Befehlern, eine Auffassung, die an der Bedeutung der Presse für eine starke Intensifikation des geistigen Lebens nicht zweifelt.

Ist die Prämisse überhaupt oder doch für gegebene Zeit und gegebenem Ort falsch und vielmehr die kontrabiktorische Gegenprämisse richtig, dann müssen politisch Pressbeförderer und Pressbefehler ihre Rollen tauschen; und so erklärt es sich, daß bei der fließenden Beschaffenheit des Zeitungswesens und in dem Wandel der Ansichten über seine konkrete Wirkung denn auch gelegentlich die Rollen ausgetauscht worden sind. Zwei hervorragende Beispiele aus dem Kampf der Meinungen in Deutschland mögen Das bestätigen. „Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse!“ rief Lassalle im Jahr 1863 den deutschen Arbeitern zu. Das Annoncengeschäft sei die Ursache des Verderbens: werde es den Zeitungen gesetzlich untersagt, dann müsse „von Stund an der Zeitungschreiber von Metier aufhören und an seine Stelle der Zeitungschreiber von Beruf treten.“ War das in der Weißgluth des höchsten Pathos flammende Verdammungsurtheil des beredten Agitators nun doch nur eine ungeheuerliche Uebertreibung, so war sein Alheilmittel ungefähr dem Vorschlag vergleichbar, den Anbruch des Frühlings durch Staatsgesetze zu dekretiren. Er übersah oder wollte nicht sehen, daß seit dem ersten Inseratenblatt, der *Feuille du bureau d'adresses* des französischen Arztes Renaudot von 1633, sich Zeitungen und Annoncen überhaupt *pari passu* entwicelt haben. Und wie steht es um die von ihm vorausgesagte Degeneration? Weber ist, ohne daß sich die Grundlagen des Zeitungswesens inzwischen verändert hätten, seit seiner Prophezeiung der Volksgeist schlechter geworden noch auch nur — unter Anderem — die Entstehung einer Arbeiterpresse unmöglich gewesen, der er selbst, wenn er sie erlebt hätte, den ehrlichen Willen nicht bestreiten würde, mit den idealen Interessen des Volkes, wie sie diese versteht, Ernst zu machen, — und auch sie existirt mit und von dem Annoncengeschäft. Dagegen wurzelt heute so manche üble Eigenschaft der Presse besonders stark in den annoncenlosen „Urzeitungen“, jenen nicht für die Oeffentlichkeit direkt, sondern für die Redaktionen bestimmten mechanisch vervielfältigten Korrespondenzen, deren Abklatz die Zeitungen in gewissen Theilen sind. Und etliche zwanzig Jahre nach Lassalle war es der wunderliche Konservative Böttcher De Lagarde, der die volle Schale apokalyptischen Bornes über die gesammte deutsche Presse ergoß. „Deutschland“, schrieb er, „erfüllt nachgerade in den ebbelosen Wogen des Holzpapieres“, „durch die Presse ist Deutschland ein großer Sumpf geworden“; und so weiter. Der leidenschaftige Des Esquintes in der deutschen Publizistik, der verzweifelnnd sein „*Croule donc, vieux monde!*“ stöhnt; die Menschheit aber will und kann selbst dem geistreichsten à rebours nicht Gehör schenken.

Nebenbei darf erwähnt werden, daß 1867 eine auf Buttke's Arbeit „Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung“ (1866) gestützte Schrift von Josef Lukas „Die Presse ein Stück moderner Verhumpelung“ erschien und im selben Jahr zum zweiten Mal aufgelegt wurde. Der logische Ausgangspunkt dieser leidenschaftlichen Anklagen gegen die Presse ist, was Buttke in seinem Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens nüchtern und präzis so ausdrückt: „Wenn Jedem, der etwas Rechtes zu sagen weiß, Etwas nämlich, das werth ist, von Anderen gelannt zu sein, die öffentliche Mittheilung seiner Gedanken und Erfahrungen auch wirklich freisteht, Das heißt — denn im Leben handelt es sich wenig um reine Möglichkeiten —, falls ihm Solches möglich ist, ohne daß er ein Opfer zu bringen nöthig hat, und ferner, wenn die Stimmen, die in der Presse laut werden, auch wirklich Das hören lassen, was Die, welche sich in ihr vernehmbar machen, gerade so wissen und genau so meinen, dann allerdings ist in der Presse eine mächtige Bürgschaft fortschreitender Entwidlung vorhanden. Allein die bloße Freiheit der Presse enthält noch lange nicht diese nothwendig vorauszusetzenden Bedingungen. Ob und wie weit sie da sind, hängt vielmehr an der Beschaffenheit des Zeitungswesens. An der großen Gewalt der Presse ist durchaus nicht zu zweifeln; man unterschätzt sie sogar noch gemeinhin und sieht darum die Zeitungschreiber zu gering an. Ist jedoch das Zeitungswesen in einen verkehrten Zustand hineingerathen, so schlägt es vielmehr einem Volke zum Unheil aus, befördert Verkehrtes, unterdrückt heilsame Bestrebungen und zieht den Sinn der Nation in der schädlichsten Weise herab.“ Buttke glaubt aber trotz den Schattenseiten, die er selbst rücksichtslos aufdeckt, an eine Sanirung und gemeinnützige Weiterentwicklung der Presse aus ihrer eigenen Natur heraus, weil bei allen Kräften und Mitteln, die die Menschheit neu gewonnen habe, sich die nachtheilige Wirkungskraft erst erschöpfen müsse, ehe sie ihren vollen Segen verbreiten könne. Dabei streift er das Problem, wie man heute Zeitungen lesen solle, und empfiehlt: man lese gegensätzliche Zeitungen; man halte sich an das nackte Thatsächliche, lege aber auf die meisten Betrachtungen keinen Werth; man lese ungläubigen Sinnes.

Wenn man der heißen politischen Hoffnungen, die bis zur Mitte des Jahrhunderts von den Besten im Volk auf die Gewährung der Pressfreiheit gesetzt wurden, des Ringens der liberalen Demokratie und des Gegendruckes des Metternichsystems gedenkt und vergleichend erwägt, wie die Gegenwart zur Presse und die Presse zur Gegenwart steht, so muß man allerdings einen starken Wandel konstatiren. Wahr ist, daß die periodische Presse uns in einer früher ungeahnten Weise zum „unentbehrlichen Lebensmöbel“ geworden ist; daß sie, überall und um ein Geringes erhältlich, sich jeder anders nicht auszufüllenden Viertelstunde des Kulturmenschen als geistiger Lückenbüsser be-

mächtigt hat; daß die Mehrheit aller Zeitungsleser sich eher sämmtlicher Idealismen entschlagen würde, für die ihre Zeitung eintritt, als daß sie sich der Zeitungen selbst berauben oder sich die Lecture auch nur verkümmern ließe; wahr ist, daß die äußere Verbreitung, Macht und Fülle der Zeitungen ungeheuerlich gewachsen ist und daß sie mit ihrem Heer von Angestellten und Affiliirten, ihren Schnellpressen und Setzmaschinen, ihrem Telegraphen- und Postdienst, ihren Abbildungen und Interviews, ihren Inseraten und Reklamen wie ein Riesenpolyp die Erdkugel umspannt halten: ja, wahr ist nicht nur, daß das Beste, was sie an geistigen Leistungen aufweisen, für sich und frei von dem überwuchernden Gestrüpp des Schlechten gedacht, den höchsten bisher erreichten Stand der Journalistik zeigen würde, sondern auch, daß sie eine vortreffliche und unvergleichlich reiche Thatfachenmosaik von bedeutendem Werth bieten. Wahr ist aber auch, daß diese Thatfachenmosaik weit davon entfernt ist, ein zusammenhängendes Thatfachenbild zu sein; daß ein sehr großer Theil des hastig aufgegriffenen Stoffes nur der oberflächlichen Befriedigung gedankenloser Neugier und werthlosem Sensationenbedürfniß dient und daß im modernen Preßbetrieb neben dem Guten das sich schamlos spreizende Schlechte und Schlechteste wohlgemuth in aller Breite schaltet. Der prototypische Begründer des „New York Herald“ fand ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf sein Blatt zu lenken, darin, daß er mit großen Lettern ausschickte: „Mr. James Gordon Bennett öffentlich durchgepeitscht“; bald danach konnte er sich vor seinen Lesern rühmen, sogar zum zweiten Male durchgepeitscht worden zu sein. Und der wiener „Figaro“ durfte sich im Jahre 1873 mit Recht die Perißlage erlauben: „Die hiesigen Revolverjournalisten wollen in Gemeinschaft mit den Ohrfeigenjournalisten einen Verein zur Wahrung der Standesverehrung gründen“. Wahr ist, daß die heutige Presse, von unzähligen Handlangern für die Augenblickswirkung bedient, stets das Gestern über das Heute vergessend, „stets neu, stets interessant, stets wachsam, wichtig und alarmirend“, wie sie sein will, mit allen Listen und Schlichen des betrügerisch drapirten Sonderinteresses arbeitend, im faktiösen Verschweigen eben so geschickt wie im entstellenden Hervorheben, in ihren konkurrirenden Organen sich gelegentlich bis in die telegraphischen Meldungen hinein widersprechend, da, wo sie es auf die größte Massenverbreitung abzielt, um keinen möglichen Käufer, Abonnenten oder Inserenten einzubüßen, in wässerigster Charakterlosigkeit und Mittelmäßigkeit plätschernd, als Lehrer und geistiger Führer im Volkserleben nicht mehr gelten kann. Daher mag heute der in den Regierungen verkörperte und um sich selbst besorgte Staat, der sich noch dazu aller Fertigkeiten und Künste der Zeitungspreßse längst bemächtigt hat, unter Umständen die überlieferte politische Gegnerschaft fallen lassen und einem ungefährlichen Popularitätsbedürfniß Rechnung tragen, wenn er selbst alte Schranken zum

Theil niederreißt. Die Zeiten sind vorüber, da „Viele, die Degen trugen, sich vor Gänsefüßeln fürchteten“.

So hat sich jetzt denn auch die österreichische Regierung bewogen gefunden, dem Reichsrath einen Entwurf vorzulegen, der die Presse von alten Ketten zu befreien verheißt. Sie hat dabei nicht nur den einst innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle so verpönten Geist der Zeit, der „sich gegen die verbliebenen Fundamente des alten Gesetzes auslehne“, zur Pathenschaft gebeten, sondern sich außerdem zur schmeichelhaftesten Anerkennung der bedeutenden Stellung, die der Presse im sozialen Leben zuzugestehen sei, entschlossen. In der Begründung des Entwurfes heißt es wenigstens: „Wenn auch viele Materien, welche die Zeitungen behandeln, vom Streite der Parteien so weit beeinflusst werden, daß von mancher Seite vielleicht auch jetzt noch der Wunsch gehegt wird, den Verbreitungskreis der Journale thunlichst einzuengen, so ist es doch wohl richtiger, einzelne Widrigkeiten mit in den Kauf zu nehmen, um den Gewinn zu sichern, der in der geistigen Fortbildung der breiten Schichten der Bevölkerung liegt“; und: „Eine Gefahr kann darin nicht erblickt werden, weil eine öffentlich geführte Diskussion eine natürliche Entladung der Meinungen und Absichten darstellt, die weniger Unheil stiftet als jede geheime Anstauung oder die Unterdrückung von Gesinnungen und Bestrebungen, die an ihre Verrechtigung glauben, daneben aber in der sich stets vermehrenden allgemeinen Bildung und der sich daraus ergebenden Selbstständigkeit der eigenen Ueberzeugung eine wirksame Abwehr auch gegen Erzeße von Zeitungen gegeben ist.“ Das klingt sehr gut, beinahe so gut, wie es der Weise von Frankfurt ausdrückte, als er 1851 schrieb: „Für die Staatsmaschine ist die Pressfreiheit Das, was für die Dampfmaschine die Sicherheitsvalve: denn durch sie macht jede Unzufriedenheit sich alsbald durch Worte Luft, ja, wird sich, wenn sie nicht sehr viel Stoff hat, an ihnen erschöpfen. Hat sie jedoch diesen, so ist es gut, daß man ihn bei Zeiten erkenne, um abzuheben. So geht es sehr viel besser, als wenn die Unzufriedenheit eingezwängt bleibt, brätet, gähret, kocht und erwächst, bis sie endlich zur Explosion gelangt.“ Wen solche Lehren nicht erfreuen, verdienet nicht, ein Mensch zu sein, möchte Mancher mit Sarastro rufen. Nur paßt der Gedankengang, der vor einem halben Jahrhundert noch richtig war, auf die heutige Presse eben nicht mehr. So kann man nur bedauern, daß zur rechten Zeit, zur Zeit der Freiligrath und Herwegh, der Glasbrenner und Prutz solche Anschauungsweise nicht in den Ministerien zu Hause war. Wie viel geistige Kräftevergeudung durch gegenwirkende Reibungswiderstände, wie viel an gemeinschaftlicher Hemmung des Fortschrittes und vielleicht sogar an schweren Erschütterungen hätte dem Staatsleben erspart bleiben können! Heute aber? Man muß an Ibsens Volksfeind denken, unter dessen Maske der

nordische Dichter gegen die „überjähigen“ Wahrheiten zu Felde zieht. „Eine normal gebaute Wahrheit lebt, — nun, sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Wahrheiten, die hoch zu Jahren gekommen sind, haben sich bereits abgelebt. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, dann ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden.“ Und wie jede unklare oder schiefe Grundansicht auch die richtige Wahl der anzuwendenden Mittel gefährdet, so scheint der Weg, den der Gesetzesvorschlag mit seinen Neuerungen betritt, keineswegs sicher zu der proklamirten Abrüstung zu führen. Auch ist, wer lange geklagt hat, geneigt, jede Freigiebigkeit, zu der er sich entschließt, zu überschätzen. Oder ist die ganze liberale Pose nur Schein oder Selbsttäuschung und der berühmte Warnungsruf des Laocöon wieder einmal für ein Danaergefchenk am Platz?

Allerdings giebt der Entwurf die Kolportage der periodischen Druckschriften frei; und daß die Freiheit des Straßenverkaufes für die Verbreitung und Rentabilität der Zeitungen vortheilhaft ist, liegt auf der Hand. Wie viel dieser Vortheil bedeutet, lehrt freilich keine Erfahrung. Das wird natürlich erst der gesetzlich nicht verbriefte Absatzumfang — und zwar vielleicht als nicht sehr erheblich — herausstellen. Immerhin handelt es sich hier um das Begräbniß einer überlebten Polizeimaßregel. Eben so bei der wesentlichen Beschränkung der Zulässigkeit einer nichtrichterlichen vorläufigen Beschlagnahme. Zweifelhafter aber sind die weiteren Vorschläge: zunächst die Reform des sogenannten objektiven Verfahrens. Diese juristische Wunderlichkeit und spezifisch österreichische Einrichtung besteht darin, daß das nach Ansicht der Staatsanwaltschaft strafbare Presferzeugniß, ohne daß nach Verfasser und Verbreiter gefragt wird, also ohne Verfahren gegen eine bestimmte Person, vor Gericht gestellt und entweder freigegeben oder endgiltig verboten wird. Erleichtert eine solche Gepflogenheit — sie ist zutreffend eine Nachensur genannt worden — das Einschreiten gegen die Presse um so mehr, als dieser im subjektiven Verfahren für Verbrechen und Vergehen der schwerfällige Schwurgerichtsapparat durch die Verfassung garantirt ist, so vermindert sie doch zugleich die Konsequenzen des Einschreitens; und die Gewöhnung, es regelmäßig dabei bewenden zu lassen, bedeutet eine trotz dem lästigen Präventivbeschlagnahmen angenehm empfundene Herabsetzung der persönlichen Gefahr für die der Presse Angehörigen. Dieses Verfahren soll, abgesehen von Kriegzeiten, nur noch in der Begrenzung, wie sie auch Paragraph 42 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches vorschreibt, wenn nämlich die Verfolgung oder Verurtheilung einer bestimmten Person nicht ausführbar ist, zulässig sein. Nun sagt der Entwurf, sowohl die Auffassung, daß mit dem bisherigen Verfahren den Journalen eine Wohlthat erwiesen werde, weil die Verfolgung der theiligten Personen unterbleibe, als auch die Ansicht der Presse, daß sie

dadurch häufiger zu Schaden komme, als wenn eine persönliche Verfolgung eingeleitet werden müßte, drängten zur Aenderung des herrschenden Zustandes. Keine Wahrnehmung der Vergangenheit diene zum Belege seiner Möglichkeit, man könne vielleicht im Gegentheil sagen, daß die häufigen Beschlagnahmen „die öffentliche Meinung mehr aufreizten, als der größte Theil der konservierten Artikel es vermocht hätte.“ Aus dieser Begründung entnimmt der früher österreichische Oberlandesgerichtspräsident von Krall, daß die Beseitigung des Verfahrens im bestehenden Umfang „nicht als eine Konzession an die Presse, sondern als eine Staatsnothwendigkeit anzusehen sei“; und un-leugbar ist die Ausdrucksweise der Zeitungen in Oesterreich unter dem geltenden Regime freier als im Deutschen Reich, wo der Journalist, der Stellung gegen Regierung, Behörden oder behördlich gut akkreditierte Private nimmt, stets das Damoklesschwert einer Strafverfolgung über seinem Haupt schweben sieht. Während ferner, abgesehen von der kriminellen Haftung für den Inhalt einer Druckschrift nach den allgemeinen Strafgesetzen, das Pressegesetz bisher zwar den Redakteur und den Verleger für die Vernachlässigung pflichtgemäßer Aufmerksamkeit in Bezug auf den Inhalt — den Verleger, sofern er nicht einen inländischen Verfasser oder Herausgeber zu nennen vermag —, den Drucker dagegen nur für den Bereich der presspolizeilichen Bestimmungen bei der Drucklegung und den Verbreiter nur im Fall einer ungesetzlichen Verbreitungsweise verantwortlich macht, nähert sich der Entwurf der gleichmäßigen Verantwortlichkeit von Redakteur, Verleger, Drucker und Verbreiter für den Inhalt, wie sie im Paragraphen 21 des deutschen Reichspressegesetzes normirt ist, und steigert damit die Fahrlässigkeitshaftung des Druckers und Verbreiters. Eine Annäherung an die Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches — Kompetenz der Schöffengerichte für Privatklagesachen — bedeutet endlich im Resultat die vom Entwurf gewollte Umtausch der Vergehensstrafen für Beleidigungen, die durch die Presse begangen werden, in bloße Uebertretungsstrafen, womit alle Injurien, außer den dem öffentlichen Ankläger vorbehaltenen, der schwurgerichtlichen Kompetenz entzogen und an den Einzelrichter gelangen würden. Auch diese Maßregel ist geeignet, die Presse mit häufigeren Verfolgungen zu bedrohen; und ist von der Indikatur der deutschen Schöffengerichte in Pressebeleidigungsprozessen nicht viel Gutes zu sagen, so wird man in Oesterreich mit dem Einzelrichter wohl auch keine besseren Erfahrungen machen. Immerhin ist zuzugeben, daß die Reaktion gegen die einst so populären Schwurgerichte als ein nicht nur auf Oesterreich beschränktes Zeitphänomen auftritt. Selbst die Sozialdemokratie hat hüben und drüben Anlaß, sich gelegentlich den Berufsrichter statt des Bourgeois-Geschworenen zu wünschen. Das Berichtigungsverfahren soll dadurch verbessert werden, daß der verantwortliche Redakteur die Aufnahme einer Berichtigung verweigern darf, wenn er die

gänzliche oder einen wesentlichen Theil des Inhaltes betreffende Unwahrheit der Berichtigung nachweisen kann. Praktisch dürfte diese Bestimmung kaum von Belang sein: ist der Redakteur in der bezeichneten Lage, so wird er sich gewiß gern einer formellen Berichtigungspflicht unterziehen, die ihm unter gleichzeitiger Führung des Gegenbeweises ermöglicht, den Gegner *coram publico* als Lügner zu stäupen. Auch ist es eine wunderliche „Genugthuung“, die den Zeitungen gegen den Mißbrauch der Berichtigungsbefugniß angeboten wird, wenn der wissenschaftlich falscher Angaben überführte Berichtigter einer Geldstrafe ausgesetzt sein soll. Zu Ungunsten der Parlamentsmitglieder, die zugleich Journalisten sind, will der Entwurf den Zeitraum des Ruhens der Strafverfolgung wegen gesetzlicher Immunität der Abgeordneten in die Verjährungszeit der Preßdelikte nicht miteingerechnet wissen; und dem in Oesterreich vielfach hervorgetretenen Mißbrauch, daß beschlagnahmte Druckschriften in Interpellationen aufgenommen wurden und auf diese Weise unter dem Schutz der Parlamentsberichte zur nachträglichen öffentlichen Verbreitung gelangten, will eine Vorschrift steuern, die den Reichsrath, die Delegation des Reichsrathes und die Landtage zu beschließen ermächtigt, daß gewisse Mittheilungen aus beschlagnahmten Druckschriften nicht zu veröffentlichen sind. Schließlich schafft der Entwurf noch allerlei neue Uebertretungthatbestände, um muthwillige Enthüllungen aus dem Privatleben, unsittliche Ankündigungen, Anzeigen behördlich verbotener Heilmittel und nicht zugelassener Lose und Lospapiere, endlich Boykottaufforderungen gegen „bestimmte Kreise von Industriellen, Gewerbetreibenden, Advokaten, Aerzten, Apothekern, Hebammen und Andern“ in Druckschriften zu verhindern: eine wenig anmuthende Sammlung von polizeilichen Quisquilien. Desinit in piscem mulier formosa superne.

Ist nach allem Gesagten die so pomphaft eingeleitete Gesetzgebung Aktion der Mühe werth? Ich glaube: Nein. Ist überhaupt von einer Spezialgesetzgebung für die Presse noch Ersprießliches zu erwarten? Ich glaube, auch diese Frage verneinen zu sollen. Und zur Unterstützung dieser Ansicht darf ich eine Stimme aus dem Jahr 1874 anführen. Als den deutschen Wählern damals der Entwurf des Reichspressgesetzes vorlag, las man in der demokratischen „Wage“: „Wozu überhaupt ein Pressgesetz? Der Gedanke ist weder so neu noch so radikal, wie man glaubt.“ Das Blatt erinnerte an das geflügelte Wort des Reichskanzlers, man könne den Parlamentarismus durch die Parlamente selbst töden. „Die Bewegungen im Leben der Nationen bereiten und vollziehen sich jetzt auf anderem Wege als nur dem literarischen. Hat Fürst Bismarck nicht selbst eine ausreichende Erfahrung gemacht, als er trotz seinen Pressordnungen und obwohl er damit in der That die oppositionelle Presse in Preußen lahmlegte, doch in den Konfliktjahren die ungeheure Majorität im Lande gegen sich hatte und als er hin-

wiederum ohne Beihilfe dieser Ordonnanzen 1866 durch die That von sieben Tagen diese Majorität zu sich herüberzog?“ „Habt Ihr ein gut Gewissen und gesunde Nerven, was in der Regel zusammengehört, so gebt die Presse frei; und habt Ihr Euren Macchiavelli mit Nutzen gelesen, so gebt sie erst recht frei!“ Die Auswüchse und Schädlinge der Presse werden weder durch grimme Ergüsse über ihre Korruption noch durch Staatsgesetze, am Wenigsten durch Straßparagrafen beseitigt, sondern müssen ihr Gegengewicht — um mich der Worte Macaulays über die englische Presse in einer zulässigen Verallgemeinerung zu bedienen — in dem Urtheil des großen Körpers gebildeter Leser finden, dem die freie Wahl zwischen dem ihm vorgelegten Guten und Schlechten gelassen wird. Ottomar Rosenbach meint gelegentlich, heute setzten die Leistungen der Presse jeden Leser in den Stand, durch eigenes Denken und Vergleichen Stellung zu allen Tagesfragen zu nehmen; leider ziehe es aber die Mehrzahl noch vor, die gegebenen Anregungen gleichsam als dogmatische Ergebnisse zu acceptiren. Ich gehe einen Schritt weiter. Die immanente Entwidlung der Dinge weist die Tagespresse aller Länder darauf hin, ein immer vollständigeres und werthvolleres Rohmaterial zu produziren und zu reproduziren, das den selbstständigen Leser günstiger stellt als selbst die bestpräparirte vorverbaute geistige Nahrung der Blätter alten Schlages, während die feilgebotenen Ganz- und Halbfabrikate in Meinungsware, auch wo sie nicht das Motto „Billig und Schlecht“ ahnen lassen, mehr und mehr nur für den geistig zurückgebliebenen und den trägen Leser mitgeführt werden. Der Zeitungsleser, wie er sein sollte, ist aber doch schon heute nicht selten zu finden: der Leser, der wesentlich nur auf Nachrichten, nicht auf Urtheile und Ueberzeugungen fahndet und sich zwar Thatfachen, aber nicht fremden unkontrollirbaren Meinungen beugen will; dem das Meiste der Zeitungsargumentation so gleichgiltig ist, als sei er eine „mit Heu ausgepolsterte Menschenhaut“, und der dem vulgum pecus unter den Zeitungsschreibern selbst überläßt, „prägelnde Hände an einander zu legen, damit doch Einer da sei, der den Anderen bestrafe“, wie es in dem letzten Willen des Armenadvokaten Siebenlās dem Schuß von Blaise und dem Schuß von Meyern verordnet wird. Die Zahl dieser skeptischen, dieser klassischen Leser wird stetig zunehmen, — und auch die intellektuell minderwerthige und moralisch schlechte Presse thut fortwährend das Ihrige dazu. Denn was können ihre täglichen faustbiden Lügen, ihre leichtfertige Schnellarbeit, ihre Gedankenlosigkeit wirksamer propagiren als Das, was Labrunère als das Seltenste und Werthvollste bezeichnete, *l'esprit de discernement: après lequel „ce qu'il y a au monde de plus rare ce sont les diamants et les perles“*?

Charlottenburg.

Dr. Arthur Berthold.



Soziale Anthropologie.

Moderne Ideen, mir hangt am Euch! Bezahlte und unbezahlte Schakale umkreisen Euch lechzend. Ihr werdet, seit hundert Jahren, von Euren eifervollsten Freunden verrathen, um Silberlinge und Schabigeres. Alle gelehrten Eulen Europas verstanden, ohne bei Tage zu blinzeln, täglich, stündlich Euren Untergang. Und wußte man nicht, daß Ihr vor neunzehnhundert Jahren aus dem Schoße menschenverbrüdernder Liebe auf dem Kalvarienberge geboren, von den erlesensten Geistern des greisenden Abendlandes nachgezogen, in erschütternden Kämpfen der *bête humaine* abgerungen, ja, aufgezwungen wurdet, also nicht untergehen könntet, nicht untergehen dürftet, — man mußte Euch verloren geben. Euch, denen man doch, wenn man so sagen darf, seinen aufrechten Gang und das Wischen Ogen seiner bürgerlichen Existenz dankt.

Seit hundert Jahren, sagte ich. Ich dachte an Napoleon, der den Kampf einleitete; an Nietzsche, der ihn philosophisch abschloß; an die großen und kleinen Napoleoniden, die sie, bald mit Feuer und Eisen, bald mit Papier und Tinte,

an Napoleon, "diesen
mit Erfolg unternahm,
tauen; den gigantischen,
en" Geistes. An Nietzsche,
gab; wie vor ihm, ver-
 Carlyle, offener und ein-
 Baldo Emerson und, wer
ng Goethe. An das un-
Genußen, die die edlen
mißbrauchten. Und end-
r, anthropologischer und
ener Begriffe: Humanität,
keit für Alle, Alle — so
t an so viele Bedingungen
stende Selbstverständlich-
straktum, die soziale An-
fangen, heißt Das; über
engel von Darwinismus,
Historismus, der sich ber-
net; nicht entfernt an die
nd Hobbes' *De Clive* noch
zusammengelesen wurden
isische selbst!) So dünkte
Schreiber meinte anders,
zu zeigen, welches organi-
che Erfahrung fähig sind,
Statistikers Otto Ammon
chen Grundlagen" (Zena,
alen Fragen beschäftigen,
lustern, von den modernen

vom Wege ihrer graduirten Vertheilung "vorangien
Niesenbaum aus wetterfestem Granit; den Ersten, de
die blutroth gefärbte Fluth moderner Ideen zurückzu-
aber seelenblindem Verächter aller Ausgeburten des „reim-
der diesem Bertrümmeter Gedanken, Seele, Zwecke
schämt und unter moralischen Martern, der Puritaner
leuchtender der transzendente Amerikaner Ralph W
weiß es noch, der große deutsche Immoralist Wolfga
zählbare Heer politischer Quasialber und literarischer
modernen Ideen als Feigenblätter für ihre Ohnmacht
lich an die drohend verbündeten Mächte biologischer
historischer Wissenschaften, die ihnen — diesem Chor trunk
Aufklärung, Fortschritt, Freiheit, Gleichheit, Gerechtig
viele Einschränkungen anhefteten, ihre Weltungsmöglichke
knüpften, daß sie all ihre hinterlassende, einst so einew
keit einbüßten. Aber dieser Wissenschaften großes A
thropologie, ist eigentlich noch nicht fertig; kaum ange
Ansätze kaum hinausgewachsen; ein unorganisches Gem
der als lückenlose Erkenntniß angesprochen wird, und
„exakter“ Schwester so gern anschwiegt, ja, unterord
Einheit heranreichend, durch die Aristoteles' Politik un
heute gefangen nehmen. (Wie schal und leer, wie
nach dieser Kost die Brougham, Roscher, Droysen, Tre
mich. Aber mancher Achtung gebietende Forscher und
gab seinem Reinen lauten Ausbruch und wies, um g
schen Bundes „exakte“ Naturwissenschaft und historis
auf die Bemühungen des angesehenen badensischen
hin, der seine „Gesellschaftsordnung und ihre natürli
bei Gustav Fischer) allen Gebildeten, die sich mit soz
gewidmet hat. Auch Ammon spricht, nach berühmten I

Ideen nur in Gänsefüßchen; er ist also up to date. Auch er hegt eine fast bis zu ihrer völligen Unkenntnis reichende Verachtung der Geisteswissenschaften; es gehört also, um ihm folgen zu können, nicht Bildung (es wäre Verbildung), sondern nur der gesunde Menschenverstand zur Ausrüstung des ihm vorschwebenden idealen Lesers. Das nützlichste aller Mittel, die Zahl (Statistik, Kombinatorik), ist das Zaubermittel, mit dem dieser geachtete Statistiker in seinem „Entwurf einer Sozialanthropologie“ die Aufklärung über die krassesten soziologischen Probleme sich herbeizuführen getraut. Und da sein Buch in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt hat, so darf man annehmen, daß die Gebildeten ein großes Bedürfnis verspüren, ihren sozialen und politischen Anschauungen eine anthropologische und biologische Grundlage zu geben. Auch andere Symptome bezeugen, daß diese naturalistische Strömung das politische Denken der bürgerlichen Kreise umzugestalten beginnt; vor Allen jene mit ihrem grammatikstreuen Geiste ganz Europa erfüllende Rassenmärelei, die, von einer vorsehnell verallgemeinernden Pseudowissenschaft genährt, jede Form der politischen und sozialen Ideologie, jede Erinnerung an die Ideale des humanen achtzehnten Jahrhunderts als Merkmal einer entnationalisierenden Denkweise bloßzustellen trachtet. Diese pseudo-naturalistische Richtung ist von Gobineau und Houston Stewart Chamberlain mächtig befruchtet worden; denn nachdem diese geistreichen, aber Aperçus mit fruchtbarsten wissenschaftlichen Gedanken verwechselnden Männer versucht haben, die Geschichte vom Begriff der Rasse aus neu zu konstruieren und an die Stelle transszendenter Werte anthropologische zu setzen, brüstet sich der rohe Naturalismus enger Köpfe, dem nicht einmal das ABC der wissenschaftlichen Soziologie geläufig ist, mit dem Recht eben dieser Wissenschaft. Es wäre kein geringes Verdienst, die Gebildeten durch wahre Aufklärung über die konstanten und die veränderlichen Grundlagen unserer Gesellschaftsordnung vor den Verleirungen jenes turbulenten Naturalismus zu schützen. Gebührt es Otto Ammon?

Sein Buch hat die Absicht, die Wahndarstellung zu verschleiern, als ob durch die fortschreitende Sozialisierung der Gesellschaft eine Vermischung der Stände und Berufsclassen, ein Aufheben jeder hierarchischen Gesellschaftsordnung, ein Verlagern aller differenzierenden Kräfte in der Gemeinschaft angezogen würde. Durch diese Tendenz stellt sich Ammons Buch zu jener Abwehrliteratur gegen den Marxismus, die im Anschwellen begriffen ist. Seine Kampfmittel sind der Darwinismus (Biologie), die Sozialökonomie, so weit sie auf Statistik beruht, und die Sozialpsychologie, von der bekanntlich, da sie als Wissenschaft nicht oder noch nicht existiert, jeder nach seinen angeborenen oder anerzogenen Instinkten den ihm passenden Gebrauch macht. Überall wird der größte Nachdruck auf die rangscheidenden Faktoren in der menschlichen Natur gelegt und man fühlt sich nicht selten an Nietzsche erinnert; aber was Ammons Standpunkt von Nietzsches Kampf gegen die „modernen Ideen“ unterscheidet (Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit für Alle, Altruismus, Frauenemanzipation, Demokratie), ist erstens der Versuch, die Nothwendigkeit der sozialen Differenzierung streng wissenschaftlich zu begründen, dann aber die Bemühung, die vorhandenen sozialen Auslesemechanismen oder, wie Ammon sich ausdrückt, die eben wirksamen „Gesellschaftsmechanismen“ zur natürlichen Auslese der Individuen“ im Allgemeinen zu rechtfertigen; ein Unternehmen, das Nietzsche geradezu verabscheut hätte. Es wird also voraus-

geht, daß die — als Tatsache, wie es scheint, von Niemandem bestrittene — fortschreitende Sozialisierung der Gesellschaft widernatürlich und antibiologisch sei, daß hier plötzlich der Naturzwang durchbrochen und der Wille sich wirklich, wie Metaphysiker glauben und lehren, ein von ihm entbundenes Reich der Freiheit schaffen könne. Marx, den der Verfasser ziemlich summarisch auf einundzwanzig Seiten abthut, meinte: In dem Ablauf der wirtschaftlichen Entwicklung sei, sagen wir, seit Einführung der arbeitssparenden Maschine und der Trennung des Arbeiters vom Grund und Boden und den Produktionsmitteln, der Kapitalismus erreicht; sei nicht gewollt, sondern eingetreten; oder sei eingetreten, weil wir ihn wollen mußten. Die modernen Ideen seien der ideologische Ausdruck für die ersten Symptome des verfallenden Kapitalismus und besagen, daß der sozialen Differenzierung durch Privatbesitz (an Produktionsmitteln) in absehbarer Zeit ein Ende gesetzt scheint. So wenigstens lieft sich der von aller politischen Tendenz gekäuberte Marx. Er sucht einfach die wirtschaftliche Entwicklungsrichtung zu registrieren. Verfällt nun tatsächlich der Kapitalismus oder ändert er seine ökonomisch-soziale Struktur und juristische Form, so ist damit bewiesen, daß er antibiologisch ist oder zu sein anfängt, daß andere Formen der sozialen Differenzierung begannen, sich geltend zu machen. Nicht: daß überhaupt die soziale Differenzierung aus dem geschichtlichen Leben sich abzuschwächen oder zu schwinden anfängt. Und noch weniger: daß sie zu verschwinden habe. In keinem Fall darf man — Ammon thut es — sagen: Marxens Denken sei antibiologisch. Er hat nur behauptet: daß die auf kapitalistischer Basis ruhende soziale Differenzierung nicht in alle Ewigkeit fortbestehen werde; nur bestritten, daß die von ihm geschaffenen sozialen Auslesemechanismen die sozialen Auslesemechanismen schlechthin seien.

Nach dieser ersten Orientierung muß ich sagen, daß in Ammons Buch mir Nichtiges mit Falschem stark vermengt scheint, so weit seine Interpretation und Konstruktion der biologischen und statistischen Thatfachen zum Zwecke der „Beruhigung“ der bürgerlichen Gesellschaft reicht. Für sehr richtig halte ich seinen Widerwillen, in der „sozialen Frage“ das wissenschaftliche Problem zu sehen, das Leben der unteren Klassen günstiger zu gestalten. (Mehr Lohn! Mehr Ruhe! Mehr Bildung!) Das wissenschaftliche Problem reicht weiter; reicht bis zur Kritik der vorhandenen Auslesemechanismen heran und darüber hinaus. Ihre Aufgabe definiert Ammon dahin, die Individuen nach ihrer Befähigung auszuwählen und an die ihren Anlagen am Besten entsprechende Stelle zu bringen. Er rechnet zu ihnen die Schulen aller Art, die als Siebe für die Befähigung wirken sollen, die Prüfungen für die Beamtenstellungen, das Disziplinarverfahren gegen Beamte, die Konkurrenz unter Handwerkern, Arbeitern, Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Industriellen, in Kunst, Wissenschaft und Erfindungswesen; auch die Erblichkeit der obersten Stellen in der Gesellschaft. Nach Ammon besitzen die Monarchen mit seltenen Ausnahmen, in Folge der außerordentlich lange wirkenden natürlichen Auslese, eine das Mittelmaß überragende Begabung, — eine mit Liebe vertretene Anschauung, die, fürchte ich, wenig Gegenliebe finden wird. „Mir scheint nun, daß die geschilderten Auslesemechanismen, wenn sie auch nicht immer tadellos funktionieren, doch im Großen und Ganzen dahin führen, tüchtige Männer emporzubringen. Vielleicht kommen an die ersten Plätze nicht immer die Aller tüchtigsten, aber in der Regel Solche, deren Begabung genügt.“ Unter den Spitzen der

Behörden viele charaktervolle Männer und wissenschaftlich geschulte, einsichtige Köpfe; unter den Großindustriellen viele bedeutende organisatorische Talente; im städtischen Bürgerstand großer Bildungsdrang und eine erfreuliche Regsamkeit des „gesunden Menschenverstandes“ —: so ungefähr charakterisiert Ammon die herrschenden sozialen Schichten. Man sieht: es ist so ziemlich Alles in Ordnung; um so mehr, als die Begabung in den unteren Ständen den mittleren Durchschnitt nicht oft überschreitet, häufig ihn nicht erreicht. „Die Meinung, daß die Zahl der Individuen, die trotz höherer Begabung in engen Verhältnissen verschmachten müssen, eine erhebliche sei, halte ich für irrig.“ Und da die humanitären Einrichtungen der Gesellschaft (Stiftungen, Stipendien u. s. w.) sich der unbemittelten Talente annehmen und ihr Aufsteigen in höhere Berufsklassen befördern, so folgt, daß die große Masse der Zurückbleibenden geistig und auch sozial auf der untersten Stufe stehen müsse. Die Kritik der Gesellschaftsmechanismen fällt, wie man sieht, sehr mild aus; sie wird gestützt durch einen darwinistischen Exkurs über die Seelenanlagen, die über den Platz des Menschen im sozialen Körper entscheiden, und die Berechnung der Begabung mit Hilfe der Kombinationrechnung. Danach müßten die Deutschen unter ihren 6½ Millionen Männern von vierzig Jahren und darüber etwa 6 bis 7 Genies, 92 Hochbegabte und 1538 sehr begabte Persönlichkeiten, 3¼ Millionen besseres und 2¼ Millionen gewöhnliches Mittelgut besitzen. Es bestände also die Möglichkeit, einen ganz hervorragenden Reichstag zu bilden, da für die Auswahl von 400 Mitgliedern 3000 talentreiche Persönlichkeiten zur Verfügung stehen, — wenn die Wähler nur die richtigen Kandidaten herausfinden wüßten, klagt Ammon; er vergißt, daß die bürgerlichen Parteien im Reichstag in der Mehrheit sind, also doch wohl der „gesunde Menschenverstand“ des Bürgerthums, dem die Fähigkeit nachgerühmt wird, sonst den Nagel auf den Kopf zu treffen, in dem Fall dieses Auslesemechanismus die richtigen Köpfe nicht auszuspielen vermag. Diese Zahlenwissenschaft ist, mit Verlaub, doch die glücklichste Pseudowissenschaft. Sie spukt besonders unangenehm in dem der Erbliebeit des Genies und Talentes gewidmeten Kapitel: schon die Terminologie ist unwissenschaftlich, da die Regeln der Kombinationlehre eine soziale Erscheinung nicht erklären, sondern registrieren und die Aufgabe stellen, sie aus biologischen und sozialökonomischen Ursachen herzuleiten. Und ob wirklich das kombinatorische Spiel mit den vier Anlagerichtungen des Menschen (den intellektuellen, den moralischen — mit Ausschluß der meist hemmenden altruistischen Regungen —, den wirthschaftlichen und den körperlichen) die Wirksamkeit der schaffenden Naturkräfte lauslial enthillt? Erfreulicher lesen sich die Ausführungen über die Bedeutung der Ständebildung für das Gesellschaftsleben; nur würde auch hier der „biologisch denkende“ Sozial-Monom und Historiker (um den verpönten Philosophen zu übergehen) sie anders begründen als Ammon. Dieser rühmt ihr vier Vortheile nach: 1. die Ständebildung beschränkt die Panmixie und bewirkt dadurch die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, stellt also die natürliche Rüstung beim Menschen dar; 2. die Absonderung der Kinder der bevorzugten Stände von der großen Masse ermöglieht ihre sorgfältigere Erziehung; 3. die bessere Ernährung und die sorgenlosere Lebensweise der den bevorzugten Ständen angehörenden Individuen wirken steigend auf die Wirksamkeit der Seelenanlagen; die günstigeren Lebens-

bedingungen der höheren Stände spornen die den unteren Ständen Angehörigen an, ihre besten Kräfte im Wettbewerb einzusetzen, um dieser günstigen Bedingungen theilhaftig zu werden. Der Restrain ist immer wieder, daß die Gesellschaftsordnung unter diesen Verhältnissen eine harmonische Gestalt annehmen mußte. Die heutige Ständebildung ist die wohlthätige Folge eines vollkommenen Ausleseprozesses. Neu ist dieser sozialpolitische Optimismus nicht, verhältnißmäßig neu sind nur die anthropologischen Ursachen, die Ammon zu dessen Trägern macht. Die Stände, meint er, unterscheiden sich nicht nur durch Bildung und Charakter, sondern auch durch äußere Rassenmerkmale, die während des individuellen Lebens unveränderlich sind und vererbt werden. Wenn in dem einen Stande die Langköpfigkeit, in dem anderen die Rundköpfigkeit vorherrscht, so kann die Ursache hiervon nur in einem den einzelnen, von ihm betroffenen Individuen unbewußten Ausleseprozeß liegen. Das soll heißen: Die Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten, die die Mitglieder eines Standes auszeichnen, die sie einander unbewußt annähern, sie sich zu einander gesellen, sich vermischen und Art und Wesen vererben läßt, sind Eigenschaften des Blutes, der Rasse. Standeseigenthümlichkeiten sind Rassen-eigenthümlichkeiten; verschiedene Stände weisen daher auf verschiedene Rassen. Wir rühren an die Wurzel des die natürliche Auslese beim Menschen beherrschenden Prozesses und kommen damit auf den Punkt, der dem Buch des Anthropologen Ammon seine besondere Farbe giebt.

Um die heutige Ständebildung in Deutschland zu erklären, greift er auf die bekannte Einteilung in höheren und niederen Adel, Gemeinfreie und Unfreie zurück. Der hohe Adel des Mittelalters ist aus dem fränkischen Dienstadel entstanden. Obwohl hoher Adel und Gemeinfreie ursprünglich von gleicher Rasse waren, sonderte sich der Adel durch Inzucht ab: Kinder aus Mischchen folgten der „ärgeren Hand“. Die Masse der Gemeinfreien, also auch der hohe Adel, der durch einen sozialen Ausleseprozeß aus ihm abgefordert wurde und später durch Inzucht (wie die Familien der sührenden Fürsten) fest wurde, war arisch. Ihr gegenüber stand die Masse der Unfreien aus Kriegsgefangenen eigener und fremder Rasse, wie aus Mischlingen beider. Diese Unfreien sind dunkeläugige und dunkelhaarige Rundköpfe, in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich aus Asien eingewandert und als Rasse von den helläugigen, blondhaarigen, langköpfigen, siegreichen Ariern deutlich unterschieden; auch innerlich, nach ihren inferioren Seelenanlagen (sind sie doch besiegt worden!), verschieden. Die Mischlinge beider — für deren zahlreiches Vorkommen Schall Amor stets sorgte — stehen seelisch und körperlich unter den beiden Stammrassen. Das Verbot der Ehegemeinschaft mit Unfreien und Mischlingen war daher vom Standpunkt des Rassenadels eine Nothwendigkeit. Es ist klar, daß die verschiedenen Rassen sich in verschiedenen Ständen kristallisirten. Im späteren Mittelalter vermischten sich die rechtlichen Schranken zwischen Freien und Unfreien und den rechtlich und sozial zwischen beiden stehenden Öbrigen; sie verschmolzen allmählich zum „Volk“. Der niedere Adel ist ursprünglich aus den Dienstmännern (Ministerialen) der Edlen und Fürsten hervorgegangen, — also hauptsächlich, wie Ammon mit H. Schröder, J. F. von Schulte und A. Schulte annimmt, aus Unfreien: die Masse hinderte also nicht am sozialen Aufstieg. Durch Beschränkung der Ehegemeinschaft auf Seinesgleichen befestigte sich der ursprünglich durch un-

Schwühte natürliche Auslese entstandene niedere Adel immer mehr als besondere Varietät. Ich kann all diese anthropologischen Hypothesen hier nur andeuten; der Kenner weiß, wie fast jeder Schritt auf diesem schlüpfrigen Gebiet zu Bedenken Anlaß giebt. Einerlei. Halten wir fest, daß unsere wenigen edlen und fürstlichen Geschlechter der Gegenwart, die in Folge von Kriegen und Aussterben der Nachkommenschaft an Zahl und Mitgliebern sich im Laufe der Zeiten stark vermindert haben, und der hohe Adel aus fränkischer Zeit rein arisch sind oder sein müßten; die Vermischung mit „Adelsfamilien dunkler Rasse“ zerstört freilich den mechanischen Rassenkalkül. Ferner: daß der niedere Adel vorzugsweise eine Auslese aus nicht arischer Rasse darstellt. Endlich: daß das heutige deutsche Volk aus einer Mischung arisch-germanischer und nicht arischer Bestandtheile hervorgegangen, also eigentlich doch wohl eine Bastardirung ist. Daß im niederen Adel heute vielfach in stärkerem Maße als in der übrigen Bevölkerung die körperlichen Merkmale der Germanen zu finden sind, daß er den germanischen Charakter vielfach am reinsten ausgeprägt zeigt, muß freilich nach Ammons Prämissen als anthropologisches Wunder betrachtet werden: da eine unbewußte Auslese doch die Rasse in historischer Zeit nicht zu ändern, also aus Turaniern (wie man die vorgeschichtlichen, nicht arischen Bewohner Europas oft nennt) nicht arische Germanen zu machen vermag. Ob die brünetten, brachykephalen Bewohner Europas, die gegenüber den vorausgesetztemassen blonden dolichokephalen Ariern bekanntlich immer mehr an Boden gewinnen, wirklich aus Asien eingewandert sind oder, wie nach Virchow die Iberer und Ligurer, Reste der vorarischen Bevölkerungen unseres Erdtheils darstellen, ist wissenschaftlich unentschieden und wahrscheinlich endgiltig nie zu entscheiden. Auch widerspricht Ammons ganz unbegründete Behauptung, die Arier seien die nordeuropäische Urbevölkerung und von hier aus nach dem Süden Europas wie nach Asien ausgewandert, so sehr dem die umständlich diskutierte Frage zusammenfassenden Ausspruch Rantles (*Der Mensch*, II^o 581): „Alle aus arischer Wurzel hervorgegangenen Stämme scheinen von Osten her nach Europa eingewandert zu sein, ein Satz, den auch die modernste Kritik nicht umzustößen vermocht hat,“ daß ich mich begnüge, diesen Widerspruch einfach zu konstatiren. Weiß Ammon nicht, daß die kühnste Behauptung wissenschaftlicher Anthropologen dahin geht: daß ein großer Theil der Völker, die in neolithischer Periode Mittel- und Nordeuropa bewohnten, wahrscheinlich arisch gewesen ist? All Das aber mag noch hingehen: wichtiger ist die Verwerthung dieser anthropologischen „Resultate“ für die Erkenntniß der heutigen Ständegliederung.

Ammon unterscheidet vier Stände: 1. den Stand der Gebildeten, wozu Gelehrte, Beamte, überhaupt „alle Personen von hervorragender Bedeutung gehören“, zum Beispiel Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Handelsreibende, Kapitalisten und Rentner, mögen sie sich „von“ schreiben oder nicht. Zwischenheirathen unter den Zugehörigen dieses höchsten Standes sollen äußerst wirksam sein können, — trotzdem sie doch, sollte man meinen, der sonst so befürchteten, antisozial thätigen Panmixie in bedenklichem Umfang Vorzug leisten müssen, da die vorausgesetzte akademische Bildung dieser Standespersonen nicht auch ihr Blut uniformiren kann. Anthropologisch scheinen sie doch auch oder gerade nach Ammon ein Rassenbabel (zwei „reine“ Rassen, die dolichokephale und brachykephale, nebst

ihren Bastarden verschiedenster Potenz) darzustellen . . . 2. Der Mittelstand (eigentliches Bürgerthum; gebildeter Mittelstand). Er umfaßt Gewerbetreibende, Handelsleute, Subalternbeamte u. s. w. Auch sie haben ein Bildungsmerkmal: die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst. Durch Zwischenheirathen — bei denen „mit vollem Recht“ auf die beiderseitige Vermögenslage Rücksicht genommen wird — wird auch diese Varietät fest. Ist sie es schon? So dürfen wir angesichts des Mischlingscharakters ihrer Entstehung fragen. 3. Die Arbeiter aller Grade und Alle, die nur Volksschulbildung genossen haben. Sie bilden den unteren Stand. Noch weiter nach unten zweigt sich das Proletariat ab. 4. Die Bauern, die zwar ihrer Bildung noch zum dritten Stande gehören, aber wirtschaftlich und rassenhygienisch sich deutlich von den städtischen Arbeitern unterscheiden. Ich beschränke mich hier wieder auf Verichterstattung, da eine Kritik des lächerlich schwankenden Einteilungsprinzips (Bildung an erster, Besitz an zweiter Stelle) fast einer Bevormundung des Lesers gleichzukommen schiene. Nicht einmal die Art der Arbeit, die Art der Bildung, die Art und der Umfang des Besitzes ist berücksichtigt. Die deutsche Berufsstatistik von 1895 unterschied im Ganzen 10 298 verschiedene Berufsbezeichnungen. Und dabei bilden sich, wie Bücher in „Die Entstehung der Volkswirtschaft“ zeigt, neue Berufsspezialitäten, die sich die ganze Persönlichkeit des Menschen unterwerfen und fortwährend neue Varietäten erzeugen; denn wirtschaftliche Berufsbildung sind Anpassungsvorgänge. Das bedeutet doch, daß die anthropologische und soziale Differenzierung unter der Herrschaft des Kapitalismus noch fortschreitet, — ein Punkt, dessen sich Ammon bei seinem Einteilungsversuch nicht entsinnt, obwohl er in seiner Polemik à la Julius Wolf gegen Marx an der Hand der bekannten Einkommensstatistiken sich zu beweisen müht, daß die goldene Brücke zwischen Arm und Reich, zwischen Kapitalisten und Proletariern sehr stark bregangen wird, also gegen die Armseligkeit einer Einteilung der wirtschaftenden Menschen nach Besitzquote zu Felde zieht. Womit nicht gesagt sein soll, daß Marx sein Prognostikon der zukünftigen Wirtschaftsentwicklung so armselig motiviert . . .

Doch zurück zum Anthropologischen. Die meisten Vangköpfe hatte nach Ammon in Baden der „studirte“ Stand; die Rundköpfe überwogen in dem gewerblichen Mittelstand; je weiter nach unten, desto zahlreicher werden die Mischlingstypen; doch sind die unteren Stände in den Städten an Vangköpfen reicher als die Bauern. Der Vangkopf wird ohne Weiteres als Zeichen kulturell höchster Rasse angesprochen, obwohl er weder an sich ein definitives Rassenmerkmal ist noch gar einen Maßstab für die geistige Begabung abgibt: die Neger sind Vangköpfe! Wie Dem auch sei: Ammon glaubt, sich auf „exakt“ wissenschaftlichem Boden zu bewegen, wenn er die vorhandenen Wirthschafts- und Gesellschaftsklassen, die übrigens heute noch keineswegs scharf gesondert sind, anthropologisch in dem ange deuteten Sinn herleitet, obwohl, was allein feststeht, gleiche wirtschaftliche Stellung und Gewohnung, nicht das Blut und die Rasse zu neuen sozialen Gruppenbildungen geführt haben. Aber ich spreche schon gar nicht vom Problematischen seiner Prämissen: die geringste Forderung an eine ernste Darstellung wäre doch, diese Prämissen überall respektirt zu sehen. Das aber geschieht nicht. Ammon verwerthet, wo er von der so wichtigen Bluterneuerung der Stände spricht, die viel beachtete Lehre Georg Hansens vom Bevölkerungstrom (in „Die

„drei Bevölkerungstufen“, 1889). Danach ergießt sich fortwährend ein Bevölkerungsstrom vom Lande in die Industriezentren, die Städte, den kein Rückstrom wieder ausgleicht. Grund der Erscheinung: der große Geburtenüberschuß auf dem ländlichen Lande kann durch die Landwirtschaft nicht mehr versorgt werden. Die Einwanderer unterliegen einer fortwährenden Auslese. Die erste Generation gehört dem unteren Stande (Fabrikarbeiter, ungelehrte Arbeiter u. s. w.) und darunter an. Die tüchtigsten Kräfte dieser Generation bringen ihre Nachkommenschaft eine Stufe höher hinauf, in den Mittelstand hinein. Und aus ihr gehen in der dritten Generation viele Studierte hervor. Also nicht nur strömt vom Lande den Städten fortwährend Bevölkerung zu, sondern diese steigt fortwährend auf; und in den Städten schafft der Tod unter den höheren Ständen Raum für den Nachschub. Ammons Zusätze und Erläuterung zu dieser Lehre sind dankens- und beachtenswerth, da sie den Prozeß der Ständebildung als einen Ausleseprozeß barzuleiten suchen. Er hat, scheint mir, zu erkennen gegeben, 1. daß die Ständebildung fortwährend im Gange ist, und zwar mehr als zu irgend einer Zeit historischen Gedenkens; 2. daß neue Varietäten in naturwissenschaftlichem Sinn, also Varietäten mit scharf differenzierten Merkmalen, während der kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung sich höchstens nach unten hin (Bauern, Industriearbeiter, Proletariat) haben bilden können; 3. daß, da die Bluterneuerung der — besonders in Folge der hygienisch untergrabenen Stadteinflüsse fortwährend aussterbenden — oberen Stände von unten (den Bauern) her geschieht, die Rassenzugehörigkeit keineswegs über die sozialen Eigenschaften unterrichtet, die „ausgelesen“ werden. Anders Ammon: er behauptet, daß „äußere Rassenmerkmale“ sich in den verschiedenen Ständen ausdrücken, womit er bei seinem Versuch, den sozialen Optimismus anthropologisch zu begründen, ursprünglich durchaus nicht sagen will, daß auf allen Stufen der Bevölkerung der Mischling vorherrscht, daß die Bevölkerung Deutschlands hoffnungslos bastardiert ist. Aber dieser Schluß ist unvermeidlich: in Baden fand er an echten arischen Runkelköpfen etwa 1,45 Prozent; und er muß ferner bekennen, daß die günstigen Kombinationen unter den Mischlingen an Zahl sehr gering seien (132). Es findet also anthropologisch eine rückschrittliche Auslese in Deutschland statt: die runkelköpfige Menge wird immer mehr oder ist schon der maßgebende Faktor. Sie scheint also doch vor dem Leben Recht zu behalten, also „erlesene“ Kräfte zu bergen . . .

An dieser Klippe scheitert schließlich die mit geschwellten Hoffnungen unternommene Fahrt ins Anthropologische. „Aber das Alles hilft nichts. Ob die höheren Klassen ursprünglich von fremder Abstammung sind oder nicht, ist für die Beurtheilung ihrer sozialen Pflichten einerlei. Sie sind heute mit dem Volke durch tausend Bande des Blutes und der Geschichte verbunden und schulden ihm Nächstenliebe, Führung und Schutz. Ihre edlere Abkunft kann sich nur auf eine einzige Weise, nämlich durch das reinere Walten gemeinnütziger Gesinnung, Achtung gebietend bemerkbar machen.“ Also doch wieder Humanität? Doch wieder achtzehntes Jahrhundert? Erst galt es, die ideologischen (transzendenten) Werthmaßstäbe durch anthropologische zu verdrängen, die Rasse an die Stelle des humanen Handelns begründenden Idealbegriffes der Menschheit zu setzen, anthropologische Differenzen zu veremigen, das Christenthum als den geschichtlich mächtigsten Faktor, einen stillosen Universalismus herbeizuführen, zu verbächtigen; und das Mittel

dazu waren, wie der Biologe Ernst von Baer höhnt, zoologische Gründe. Und nun, wie bei Chamberlain — dessen Darstellung freilich unvergleichlich blendenber, dessen Argumentation aber auch sehr viel verworrener ist —, dieses lammfromme Ergebnis, dieses Strauben am Sande der „modernen Ideen“. Dieses Resultat war fast vorauszusehen; denn die wissenschaftliche Soziologie ist zu einer auch nur einigermaßen definitiven Synthese noch nicht gerüstet, so bedeutsam ihre Einzel Forschungen auch sind. Ammons Versuch einer Synthese muß daher als gescheitert angesehen und der Leser vor dem verhängnisvollen Irrthum gewarnt werden, als ob er, im Besitz des „Entwurfes einer Sozialanthropologie“, von nun an das Studium der Meister — Comte, J. St. Mill, Herbert Spencer, Karl Marx, Tocqueville und ihrer Schüler, Ausleger, Umdeuter, Fortentwickler — entbehren könne.

Dr. Samuel Saenger.



Die Hungernden.

In einem Augenblick, da Detleff sich von dem Gefühl seiner Ueberflüssigkeit ergriffen fühlte, ließ er, wie unversehens, sich von dem schädlichen Gewühl hinwegtragen und entschwand ohne Abschied den Blicken der beiden Menschenkinder. Er überließ sich einer Strömung, die ihn an der einen Längswand des äppigen Theatersaales hinführte; und erst, als er sich weit von Vili und dem kleinen Naser entfernt wußte, leistete er Widerstand und setzte festen Fuß: nah der Bühne, an die mit Gold überladene Wölbung einer Prologenmuse gelehnt, zwischen einer härtigen Barock-Karyatide mit tragend gebeugtem Nacken und ihrem weiblichen Gegenstück, das ein Paar schwellender Brüste in den Saal hinauschoß. So gut und schlecht es ging, gab er sich die Haltung behaglichen Schauens, indem er hier und da das Opernglas zu den Augen hob, und sein umhergleitender Blick mied in der strahlenden Runde nur einen Punkt.

Das Fest war auf seiner Höhe. In den Hintergründen der bauchigen Vogen ward an gedeckten Tischen gespeist und getrunken, während an den Brüstungen sich Herren in schwarzen und farbigen Zirkeln, riesige Blumen im Knosflosch, zu den gepuderten Schultern phantastisch gewandeter und koiffirter Damen niederbeugten und plaudernd hinabwiesen auf das bunte Gewimmel im Saal, das sich in Gruppen sonderte, sich strömend dahinschoß, sich stautte, in Wirbeln zusammenquirlte und sich in raschem Farbenspiel wieder lichtete. . . Die Frauen, in fliehenden Roben, die schutenartigen Hüte mit grotesken Schleifen unterm Kinn befestigt und gestützt auf hohe Stöcke, hielten langgestielte Vogennäse vor die Augen und der Männer gepuffte Ärmel ragten fast bis zu den Knien ihrer grauen, niedrigen Cylinderhüte empor. Laute Scherze flogen zu den Rängen hinauf und Bier- und Sektgläser wurden grüßend erhoben. Man drängte sich, zurückgebeugten Hauptes, vor der offenen Bühne, wo sich bunt und kreisend irgend etwas Excentrisches vollzog. Dann, als der Vorhang zusammenrauschte, stob unter Gelächter Alles zurück. Das Orchester erbrauste. Man drängte sich lustwandelnnd an einander vorbei. Und das goldgelbe Licht, das den Brunnraum

erfüllte, gab den Augen all der heißen Menschen einen blanken Schein, während Alle in beschleunigten, ziellos begehrliehen Athemzügen den erregenden Dunst von Blumen und Wein, von Speisen, Staub, Puder, Parfum und festlich erhitzen Körpern einatmeten . . .

Das Orchester brach ab. Arm in Arm blieb man stehen und blickte lächelnd auf die Bühne, wo sich quäkend und seufzend etwas Neues begab. Vier oder fünf Personen in Bauernkostüm parodierten auf Klarinetten und nie hörten nähernden Streichinstrumenten das chromatische Ringen der Tristan-Musik . . . Detleff schloß einen Augenblick seine Lider, die brannten. Sein Sinn war so geartet, daß er die leidende Einheitsehn sucht vernehmen mußte, die aus diesen Tönen auch noch in ihrer unthätigen Entstellung sprach; und plötzlich stieg aufs Neue die erstickende Wehmuth des Einsamen in ihm auf, der sich in Reiz und Liebe an ein leichtes und gewöhnliches Kind des Lebens verlor.

Vili . . . Seine Seele bildete den Rahmen aus Flehen und Härlichkeit; und nun konnte er doch seinem Blick nicht länger wehren, heimlich zu jenem fernem Punkt zu gleiten . . . Ja, sie war noch da, stand noch dort hinten an der selben Stelle, wo er sie dorthin verlassen hatte, und manchmal, wenn das Gedräng sich theilte, sah er sie ganz, wie sie in ihrem milchweißen, mit Silber besetzten Kleide, den blonden Kopf ein Wenig schief geneigt und die Hände auf dem Rücken, an der Wand lehnte und plaudernd dem kleinen Maler in die Augen blickte, schelmisch und unverwandt in seine Augen, die eben so blau, eben so freiliegend und ungetrübt waren wie ihre eigenen.

Wovon sprachen sie, wovon sprachen sie nur noch immer? Ach, dies Geplauder, das so leicht und mühelos aus dem unerschöpflichen Born der Harmlosigkeit, der Anspruchslosigkeit, Unschuld und Munterkeit floß und an dem er, ernst und langsam gemacht durch ein Leben der Träumerei und Erkenntniß, durch lähmende Einsichten und die Drangsal des Schaffens, nicht theilzunehmen verstand! Er war gegangen, hatte sich in einem Anfall von Trop, Verzweiflung und Großmuth davongestohlen und die beiden Menschenkinder allein gelassen, um dann noch, aus der Ferne, mit dieser würgenden Eifersucht in der Kehle das Lächeln der Erleichterung zu sehen, mit dem sie sich, voll Einverständnis, seiner drückenden Gegenwart ledig sahen.

Warum doch war er heute nur wieder gekommen? Welches pervertirte Verlangen trieb ihn, sich zu seiner Qual unter die Menge der Unbefangenen zu mischen, die ihn umdrängte und erregte, ohne ihn je in Wirklichkeit in sich aufzunehmen? Ach, er kannte es wohl, dies Verlangen! „Wir Einsamen“, so hatte er irgendwo einmal in einer stillen Bekenntnißstunde geschrieben, „wir abgehebbenen Träumer und Enterbten des Lebens, die wir in einem künstlichen und eiligen Abseits und Außerhalb unsere grüblerischen Tage verbringen, wir, die wir einen kalten Hauch unbefiegbarer Befremdung um uns verbreiten, so bald wir unsere mit dem Mal der Erkenntniß und der Muthlosigkeit gezeichneten Stirnen unter lebendigen Wesen sehen lassen, wir armen Gespenster des Daseins, denen man mit einer scheuen Achtung begegnet und die man sobald wie möglich wieder sich selbst überläßt, damit unser hohler und wissender Blick die Freude nicht länger störe, — wir Alle hegen eine verstoßene und zehrende Sehnsucht in uns nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach Freundschaft, Hingebung,

Vertraulichkeit und menschlichem Glück. Das 'Leben', von dem wir ausgeschlossen sind, nicht als eine Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit, nicht als das Ungewöhnliche stellt es uns Ungewöhnlichen sich dar; sondern das Normale, Wohlstandige und Liebenswürdigste ist das Reich unserer Sehnsucht, ist das Leben in seiner verführerischen Banalität."

Er blickte hinüber zu den Plaudernden, während durch den ganzen Saal ein gutmüthiges Gelächter das Spiel der Klarinette unterbrach, die das schwere und süße Melos der Liebe zu geistlicher Sentimentalität verzerrte. Ihr seid es, empfand er. Ihr seid das warme, holde, thörichte Leben, wie es als ewiger Gegensatz dem Geist gegenüber steht. Glaubt nicht, daß er Euch verachtet. Glaubt ihm nicht seine Miene der Geringschätzung. Wir schleichen Euch nach, wir stummen Unholde, wir stehen fern und in unseren Augen brennt eine gierig schauende Sehnsucht, Euch gleich zu sein.

Regt sich der Stolz? Möchte er leugnen, daß wir einsam sind? Braut er, daß des Geistes Werk der Liebe eine höhere Vereinigung sichert mit Lebenden an allen Orten und zu aller Zeit? Ach, mit wem? Mit wem? Immer doch nur mit Unferdegleichen, mit Leidenden und Schnäpftigen und Armen und niemals mit Euch, Ihr Blaudäugigen, die Ihr den Geist nicht nötig habt!

... Nun tanzten sie. Die Produktionen auf der Bühne waren beendet. Das Orchester schmetterte und sang. Auf dem glatten Boden schleiften, drehten und wiegten die Paare. Und Vili tanzte mit dem kleinen Maler. Wie zierlich ihr holdes Köpfchen aus dem Reich des gestickten steifen Tragens erwuchs! In einem gelassenen und elastischen Schreiten und Wenden bewegten sie sich auf engem Raume umher; sein Gesicht war dem ihren zugewandt; und lächelnd, in beherrschter Hingabe an die süße Trivialität der Rhythmen, fuhr er fort, zu plaudern.

Eine Bewegung wie von greifenden und formenden Händen entstand plötzlich in dem Einsamen. Ihr seid dennoch mein, empfand er, und ich bin über Euch. Durchschaue ich nicht lächelnd Eure einsamen Seelen? Merke und bewahre ich nicht mit spöttischer Liebe jede naive Regung Eurer Körper? Spannen sich nicht angesichts Eures unbewußten Treibens in mir die Kräfte des Wortes und der Ironie, daß mir das Herz pocht vor Begier und lustvollem Machtgefühl, Euch spielend nachzubilden und im Licht meiner Kunst Euer thörichtes Glück der Nahrung der Welt preiszugeben?... Und dann sank matt und sehnsüchtig Alles wieder in ihm zusammen, was sich so trotzig aufgerichtet hatte. Einmal, nur eine Nacht wie diese, kein Künstler sein, sondern ein Mensch! Einmal dem Glück entfliehen, der da unverbrüchlich lautete: Du darfst nicht sein, Du sollst schauen; Du darfst nicht leben, Du sollst schaffen; Du darfst nicht lieben, Du sollst wissen! Einmal in treuherzigem und schlichtem Gefühl leben, lieben und loben! Einmal unter Euch sein, in Euch sein, Ihr sein, Ihr Lebendigen! Einmal Euch in entzückten Jagen schlürfen, Ihr Wonne der Gewöhnlichkeit!

Er zuckte zusammen und wandte sich ab. Ihm war, als ob in alle diese hübschen, erhitzen Gesichter, wenn sie ihn anblickten, ein kalter und forschender Ausdruck träte. Der Wunsch, das Feld zu räumen, die Stille und Dunkelheit zu suchen, wurde plötzlich so stark in ihm, daß er nicht widerstand. Fort-

gehen, ohne Abschied sich ganz zurückziehen, wie er sich vorhin von Vllis Seite zurückgezogen hatte, und daheim den heißen, unfelig berauschten Kopf auf ein kühles Kissen legen . . . Er schritt zum Ausgang.

Würde sie es bemerken? Er kannte es so wohl, dies Fortgehen, dies schweigende, stolze und verzweifelte Entweichen aus einem Saal, einem Garten, von irgend einem Ort fröhlicher Geselligkeit, mit der verhehlten Hoffnung, dem lichten Wesen, zu dem man sich hinübersehnt, einen kurzen Augenblick des Schattens, des Nachdenkens, des Mitleidens zu bereiten! Er blieb stehen und schaute noch einmal hinüber. Ein Flehen entstand in ihm. Dableiben; ausharren, bei ihr verweilen, wenn auch von fern, und irgend ein unworthergesehenes Glück erwarten? Umsonst. Es gab keine Annäherung, keine Verständigung, keine Hoffnung. Geh, geh ins Dunkel, stütze den Kopf in die Hände und weine, wenn Du kannst, wenn es Thränen giebt in Deiner Welt der Erstarrung, der Ironie, des Eises, des Geistes und der Kunst! Er verließ den Saal.

Ein brennender, still bohrender Schmerz war in seiner Brust und zugleich eine unsinnige, unvernünftige Erwartung. Sie mühte es sehen, mühte begreifen, mühte kommen, ihm folgen, wenn auch nur aus Mitleid, mühte ihn aufhalten auf halbem Wege und zu ihm sagen: Bleib da, sei froh, — ich liebe Dich. Und er ging ganz langsam, obgleich er wußte, so zum Vachen gewiß wußte, daß sie keines Weges kommen werde, die kleine tanzende, plaudernde Vili.

Es war zwei Uhr morgens. Die Korridore lagen verödet und hinter den langen Tischen der Garderoben nickten schläfrig die Aufseherinnen. Kein Mensch außer ihm dachte ans Heimgehen. Er küßte sich in seinen Mantel, nahm Hut und Stock und verließ das Theater.

Auf dem Platz, in dem weißlich durchleuchteten Nebel der Winternacht standen Droschken in langer Reihe. Mit hängenden Köpfen, Decken über den Rücken, hielten die Pferde vor den Wagen; die verummten Kutscher stampften in Gruppen den harten Schnee. Detlef winkte einem von ihnen, und während der Mann sein Thier bereitete, harrte er am Ausgang des erleuchteten Vestibüls und ließ die kalte, herbe Luft seine pochenden Schläfen umspielen.

Der fade Nachgeschmack des Schaumweines machte ihm Lust, zu rauchen. Mechanisch zog er eine Cigarette hervor, entzündete ein Streichholz und setzte sie in Brand. Und da, in diesem Augenblick, als das Flämmchen erlosch, begabte ihm Etwas, das er zunächst nicht begriff, wovor er rathlos und entsetzt mit hängenden Armen stand . . .

Aus dem Dunkel tauchte, wie seine Sehkraft sich von der Blendung durch das kleine Feuer erholte, ein verwildertes, ausgehöhltes, rothhäutiges Antlitz auf, dessen entzündete und elend umränderte Augen mit einem Ausdruck von wüstem Hohn und einem gewissen gierigen Forchten in die seinen starren. Zwei oder drei Schritte von ihm entfernt, die Häuste in die tief sitzenden Taschen seiner Hose vergraben, den Kragen seiner zerlumpten Jacke emporgeklappt, lehnte an einem Laternenpfahl der Mensch, dem dies leidvolle Gesicht gehörte. Sein Blick glitt über Detlefs ganze Gestalt, über seinen Pelzmantel, auf dem das Sperrglas hing, hinaus bis auf seine Lackstulpe, und bohrte sich dann wieder mit listernem und gierigem Prüfen in seinen; ein einziges Mal stieß der Mensch kurz und verächtlich die Luft durch die Nase aus . . . und dann schauerte sein

Körper im Froßt zusammen, schienen seine schlaffen Wangen sich noch tiefer auszuwölben, während seine Lider sich zitternd schlossen und seine Mundwinkel sich hämisch zugleich und gramvoll abwärts zogen.

Detleff stand erstarrt. Der Anschein von Behagen und Wohlleben, mit dem er, der Festtheilnehmer, das Theater verlassen, dem Kutscher gewinkt, seiner silbernen Dose die Cigarette entnommen haben mochte, kam ihm plötzlich zum Bewußtsein. Unwillkürlich erhob er die Hand, im Begriff, sich vor den Kopf zu schlagen. Er that einen Schritt auf den Menschen zu, er athmete auf, um zu sprechen, zu erklären . . . und dann stieg er dennoch stumm in den bereit stehenden Wagen, so fassunglos, daß er fast dem Kutscher die Adresse zu nennen vergaß.

Welcher Irrthum, mein Gott, — welch ungeheures Mißverständniß! Dieser Darbende und Ausgeschlossene hatte ihn mit Eier und Bitterkeit betrachtet, mit der gewaltsamen Verachtung, die Reiz und Sehnsucht ist! Hatte dieser Hungernde sich nicht ein Wenig zur Schau gestellt? Hatte aus seinem Frösteln, seiner gramvollen und hämischen Grimasse nicht der Wunsch gesprochen, Eindruck zu machen, ihm, dem festen Glücklichem, einen Augenblick des Schattens, des Nachdenkens, des Mitleidens zu bereiten? Du irrst, Freund. Du verwechselst die Wirkung. Dein Jammerbild ist mir keine schreckende und beschämende Mahnung aus einer fremden Welt. Wir sind ja Brüder!

Sieht es hier, Ramrad, hier oberhalb der Brust und brennt? Wie ich Das kenne! Und warum kamst Du doch? Warum bleibst Du nicht trotzig und stolz im Dunkel, sondern nimmst Deinen Platz unter erleuchteten Fenstern, hinter denen Ruß und das Vagen des Lebens ist? Kenne ich nicht auch das franke Verlangen, das Dich dorthin trieb, Dein Glend zu nähren, das man eben so wohl Liebe heißen kann wie Haß? Nichts ist mir fremd von allem Jammer, der Dich besetzt, — und Du dachtest, mich zu beschämen! Was ist Geist? Spielender Haß! Was ist Kunst? Bildende Sehnsucht! Daheim sind wir Beide im Lande der Petrogenen, der Hungernden, Anklagenden und Verneinenden; und auch die verrätherischen Stunden voll Selbstverachtung sind uns gemeinsam, da wir uns in schmählicher Liebe an das Leben, das thörichte Glück verlieren. Aber Du erkanntest mich nicht.

Irrthum! Irrthum! . . . Und da dies Bedauern ihn ganz erfüllte, glänzte irgendwo in seiner Tiefe eine schmerzliche und zugleich süße Ahnung auf . . . Irrt denn nur Jener? Wo ist des Irrthums Ende? Ist nicht alle Sehnsucht auf Erden ein Irrthum, die meine zuerst die dem einfach und triebhaft Lebendigen gilt, dem stummen Leben, das die Verklärung durch Geist und Kunst, die Erlösung durch das Wort nicht kennt? Ach, wir sind Alle Weschwister, wir Geschöpfe des frieblos leidenden Willens, und wir erkennen einander nicht. Eine andere Liebe thut noth, eine andere . . .

Und während er daheim unter seinen Büchern, Bildern und still schauenden Wästen saß, bewegte ihn dies milde Wort: „Kindelein, liebet einander!“

München.

Thomas Mann.



Selbstanzeigen.

Grillparzer's sämtliche Werke. Verlag von Max H. ffte, Leipzig, 1903.

Um die literarische Absicht zu zeigen, die mich zu dieser neuen, vollständigen Ausgabe — die, außer Bildnissen und Handschriftproben, im Schlußband auch Grillparzer's Tagebuchblätter bringt — trieb, scheint die Einleitung zur „Jüdin von Toledo“ mir besonders geeignet. Hier ist ihr wichtigster Theil:

Dieses zweite der nachgelassenen Trauerspiele Grillparzer's gehört zu seinen meistbewunderten und meistgeholtenen Werken. Hauerfeld, der sonst doch warm genug für ihn fühlte, schrieb darüber in sein Tagebuch: „Was Grillparzer mit dieser spanischen Cocotte aus dem Mittelalter wollte, weiß ich nicht. Er wohl selber kaum. Vermuthlich imponirte ihm der naive Lope de Vega. Dem wollte er nachahmen. Aber Alles wie verfehlt! Die Jüdin nichts als eine Art Natterke, wenn sie auch im dritten Akt etwas über Liebe phantastirt. Der König uninteressant, die Königin langweilig!“ Laube hingegen bewunderte zwar die Charakteristik und nannte das Stück „ein in engem Rahmen tief durchdachtes Kunstwerk, dessen Werth bei wiederholter Lectüre erst recht deutlich wird“, zweifelte aber an dessen Bühnenwirksamkeit: „Die ‚Jüdin‘ hat etwas Fremdes und ist wegen ihres ernüchternden letzten Aktes wohl kaum schmuckhaft zu machen für das deutsche Publikum.“ Norddeutsche Kritiker, wie Balthaupt und Hermann Conrad, urtheilten gar hart darüber: Balthaupt meinte, „die Spanier hätten sich an ihm (Grillparzer) gerächt,“ Conrad sprach geradezu von „moralischer Urtheilsschwäche“; „der Schluß des Dramas ist einfach empörend“. Ähnlich urtheilte Gottfried Keller, den wir doch als Verehrer Grillparzer's kennen, in einem Brief an Emil Kuh: „Ich bin über das rein Schematische in der ‚Jüdin‘ einfach empört; es kommt mir dieses Stück vor wie jene hundert Erstlingsstücke vielversprechender junger Dichter, denen nie ein zweites gefolgt ist. Ich kann mir diese Nacherei nur aus der eigenmächtigen Pedanterie erklären, mit welcher er den Lope abbotanisirt hat“ . . .

Und dennoch ist es gerade diese „Jüdin von Toledo“, die unseren Dichter auf den kühnsten Wegen zu neuer, origineller und tief poetisch empfundener Tragik zeigt, und trotz der „Grausamkeit“ des Schlusses erscheint diese Tragödie am Häufigsten auf den großen Bühnen Wiens, Berlins, Münchens. Ueber die Köpfe der streitenden Aesthetiker hinweg haben sich gestaltungsfreudige Schauspieler der „Jüdin“ bemächtigt, weil sie dankbare Aufgaben in fast allen ihren Rollen gefunden haben, und das literarisch erlösende Wort für dieses Werk hat auch erst ein Kritiker gefunden, der mit dem Theater in engster Berührung steht: Alfred von Berger in seinen „Dramaturgischen Vorträgen“ (1890). Den Weg zur einzig richtigen Erklärung der Dichtung hat Berger nach jener ersten Skizzirung des Planes zur „Jüdin“ gewonnen, die Grillparzer schon 1824 niedergeschrieben hat.

Mit seiner Abhängigkeit von den Spaniern, insbesondere von Lope de Vega's Darstellung des selben Stoffes in „Las pa es de los Reyes y Judia do Toledo“, ist es nicht so weit her. Grillparzer bewunderte an diesem Werk Lope's zumal den „überworttreiflichen Schluß des Ganzen, so vortrefflich, daß ich ihm an Innigkeit beinahe nichts im ganzen Bereiche der Poesie an die Seite

zu setzen wüßte.“ Aber diese Bewunderung hinderte ihn nicht, in der Zeichnung der Charaktere, in der Gestaltung der Fabel, in der Auffassung des im Stoff enthaltenen tragischen Problems ganz und gar seine eigenen Wege zu gehen. Selbst der genaueste Vergleich beider Dichtungen (A. Favincelli in seinem Buch über Vope und Grillparzer) mußte zu dem Schluß kommen, daß Vopes Stück für unseren Dichter nichts mehr als eine Fabelquelle und keineswegs Vorbild war und daß in beiden Werken der ganze große Unterschied der Nationen und Zeitalter, der die Dichter angehören, klar zu Tage trete.

Bei Vope belauscht der an die kalte Engländerin Leonora jung vermählte König Alfonso die schöne Jüdin Raquel im Bade und verliebt sich so leidenschaftlich in sie, daß er ihr sieben Jahre lang anhängt. Raquel ist keine leichtsinnige Person: sie liebt den König ganz aufrichtig und mit Eifersucht; er wiederum hat nichts weniger als Gewissensbisse über seine Untreue, hört nicht auf vor seiner Gattin den scheinbar guten Gatten zu spielen, und das Verhältnis mit der temperamentsvollen und sympathischen Jüdin würde gewiß noch weitere sieben Jahre dauern, wenn sie nicht von den spanischen Granden ermordet würde. Alfonsos Wuth darüber wird nur durch das Dazwischentreten eines Engels besänftigt. Und die Versöhnung der Gatten geschieht schließlich in der von Grillparzer also beschriebenen Szene: „Der König, der an den Hof zurück will, und die Königin, die ihrem Gatten entgegenreist, treffen, ohne von einander zu wissen, in einer Kapelle zusammen, in der ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes zur Verehrung aufgestellt ist. Sie knien, von einander entfernt, nieder und fangen an, in lauten, sich durchkreuzenden Worten ihr Herz vor der Gnadenmutter auszuschütten. Der König, der sich dadurch in seiner Andacht gestört findet, schickt seinen Kammerling, die fremde Dame um Näherung ihres lauten Gebetes zu ersuchen. Die Königin lehnt die Botschaft ab. Sie habe ihren Gatten verloren und sei in ihrem Recht, zu klagen. Indessen ist ihr Kammerfräulein zu dem Kammerherrn des Königs hingeknieet, die Erkennungen tauschen sich aus und das fürstliche Ehepaar feiert seine Versöhnung vor dem Altar der Gebenedeiten.“ Von Alledem hat Grillparzer, der weder jenes Eingreifen des Erzengels noch diese Schlussszene verwenden konnte, kaum mehr als das nackte Gerippe der Handlung beibehalten, daß der König, unbefriedigt von der Kälte und Aeußerlichkeit seiner Gemahlin, der Engländerin, sich in die Jüdin verliebt, die aber von den Granden, doch nicht erst nach sieben Jahren, ermordet wird. Bei Grillparzer lernt Alfonso die schöne Raquel nicht wider ihren Willen kennen, sondern das überaus lockende Mädchen legt es in seiner neuen Schlaueheit geradezu darauf an, ihn zu erobern. Raquel denkt in ihrer Thorheit, der man mit dem König nur darum nicht zürnen kann, weil sie so liebenswürdig und sinnlich heraufschend sich geberdet, an nichts weiter als daran, im König den denkbar vornehmsten Liebhaber ihrer Schönheit zu besitzen; sie ahnt in ihrer Eitelkeit nicht die Verwickelungen, die sie heraufbeschwört, sie hat gar kein Bewußtsein der Ehefrau des zu erobernden Mannes gegenüber, sie ist eine Phälinen-Natur ohne den Geist des goethischen Mädchens. Der eigentliche Held des Stückes ist aber nicht sie, die Jüdin von Toledo, sondern er, der von ihr verführte König, der auch im Vordergrunde der Handlung steht. „Was er spricht, ist Weisheit, aber erlernte Bäderweisheit. Die Welt hat ihn noch nicht in ihre

strenge Lehre genommen“, heißt es schon in der Skizze vom Jahr 1824, wo Grillparzer sich noch mit dem goethischen Faustproblem beschäftigte, und so ist auch im fertigen Stück. Unbekannt mit der Liebe, ohne Kenntniß der Frauen, ist Alfonso aus Staatsraison in eine konventionelle Ehe getreten, die ihn nicht befriedigt. Seine Frau ist mehr Königin als Weib; sie vergißt nie ihre Würde und verleugnet die Natur, auch wenn sie ihre ehelichen Pflichten erfüllt. Rahel aber ist nur Weib, gar nichts Anderes als Geschlechtswesen, Instinkt, Natur in reizendster Verkörperung. Das mochte Alfonso geahnt, aber nie gesehen, nie gefühlt, nie erlebt haben: darum sündet er beim Feuer, das Rahel entfachte. Aber er ist insofern kein echter Spanier vom Holze der Gestalten Lopes, als er sich nicht widerstandslos der Leidenschaft überläßt, die ihn jetzt ergreift, sondern, als näher poetischer Verwandter des deutschen Faust, mit ihr kämpft, Schritt vor Schritt nur der Versuchung erliegt. Selbst im Taumel des Genusses bleibt er sich des Unrechtes bewußt, das er als Ehemann begeht, und bewußt auch der lebenswürdigen Unwürdigkeit Rahels, der er erlegen ist. Diesen seelischen Kampf Alfonsos hat Grillparzer mit wunderbarer Feinheit und Tiefe gezeichnet; er ist der eigentliche Inhalt und Mittelpunkt des Trauerspiels. Daher konnte es Alfred von Berger mit Recht ein „Erziehungstück“ nennen. Wie die Welt, das Leben selbst den mit so viel angelernter Weisheit erfüllten jungen König in die Schule nimmt und durch mehr Leiden als Freuden zum ganzen Mann erzieht, durch die Sünde hinaus zur wahren Tugend, zur echten Freiheit führt: Das zu veranschaulichen, ist Zweck der Dichtung; und den hat sie auch thatsächlich erreicht: Alfonso reißt vor unseren Augen. Die tief sinnige Anschauung vom Wesen der Tugend, die hier zu Grunde liegt, als einem Gut, das erworben werden muß, damit man es besitze:

Besiegter Zeh! ist all des Menschen Tugend,
Und wo kein Kampf, da ist auch keine Macht —

diese Lehre hat Conrad total verkannt, als er dem Dichter „moralische Urtheilsschwäche“ zum Vorwurf machte.

Die Bedenken gegen das Stück, zumal gegen die „Grausamkeit“ des Schlußes, haben einen anderen Grund. Das Thema der „Jüdin von Toledo“ ist nah verwandt mit dem der „Agnes Bernauer“ von Hebbel: hier wie dort wird ein Einzelwesen der Staatsraison zum Opfer gebracht. König Alfonso ist sich bewußt, daß, wenn Könige sündigen, das ganze Volk darunter zu leiden hat: „Was Andern Laune, ist beim Fürst'n Schuld.“ Dieses Thema ist Grillparzer durch den Skandal, den die Tänzerin Lola Montez dem König Ludwig von Bayern machte, so zwar, daß er gezwungen ward, 1848 dem Throne zu entsagen, um diese Zeit nah gelegt worden, und August Sauer vermuthet daher, daß der Dichter eben deshalb damals den alten Plan seines Stückes wieder aufgenommen und es vollendet habe. Im Gedicht „Lola Montez“ (1847) heißt es, ganz im Geiste der „Jüdin von Toledo“, am Schluß: „Drum lehrt Euch nicht verachten von dem Weib, in deren Arm ein König ward zum Mann: sie gab dem besseren Gedanken Leib, verlor sich selbst, allein die Welt gewann.“ Aber so wenig wie Hebbel gelang es Grillparzer, die gefährliche Härte dieses außerordentlichen tragischen Motivs dichterisch zu überwinden. So viel sich auch Grillparzer bemüht hat, für seine von Laune, Uebermuth, Sinnlichkeit und harm-

loser Thorheit sprühende Nadel keine volle tragische Sympathie auskommen zu lassen, wie viel Schuld auch auf Rahel durch die Charakteristik ihres widerlichen Vaters geschaut wird, so daß ihr Tod als nur zu sehr verdient erscheinen muß: man kommt schließlich dennoch nicht darüber hinweg, daß sich Alfonso so furchtbar rasch von der Liebe zur schönen Jüdin ernüchtert fühlt, daß ihn der Anblick ihrer Reiche so sehr anwidert und daß er zwar sich selbst mit der Thronentsagung strast, aber den Mördern seiner Liebe auch so rasch verzeiht. Hier offenbart sich jene Herbitheit Grillparzers als Tragiker, die Volkst mit Nachdruck betont und die im seltsamem Bunde mit seiner Weichheit in so vielen anderen Anschauungen steht. Berger meint, der Fehler des Stückes liege darin, daß die Gegenspieler der Jüdin, die spanischen Granden mit Don Mairiquez an der Spitze, nicht männlich bedeutend genug gezeichnet seien, um den Staatsgedanken, gegen den sich Rahel versündigt und den sie vertreten, mit genügender Kraft veranschaulichen zu können. Und wir wissen aus eigener Erfahrung (im Burgtheater), daß die Darstellerinnen der Königin, einer schauspielerisch freilich undankbaren Rolle, weil Leonore eine unsympathische Figur sein soll, ein Uebriges thun, die herbe Poesie des Stückes zu verwirren, indem sie diese Königin zur Märtyrerin der Ehe verwandeln; dann versteht man Alfonso's Handlungen vollends nicht.

Wien. Dr. Moriz Nedetz.

Zwischen zwölf und vierzehn Uhr. Dresden 1903, Neewig & Neeffner.

In Inhalt und Form sind meine anspruchslosen Erzählungen sehr verschieden. Sie sind sämmtlich während meiner Universitätszeit entstanden, als noch Alles, selbst das Bescheidenste und Unbedeutendste, sich mit tiefen Strichen meiner Seele einzeichnete. Damals schrieb ich sie nieder, wie ich sie gefühlt hatte. Das sichert ihnen eine gewisse subjektive Wahrheit.

Brünn.

Dr. Albert Heiderich.

Hochzeitnacht. Geschichten in Noth und Dur. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von G. Schottlaender.

Dieses Buch soll mit seinen achtundzwanzig Geschichten einen Mikrokosmos des menschlichen Lebens bieten, wo Schmerz und Freude gleichmäßig vertheilt sind. Darum ertönt hier das erschütternde Klagen der leidenden Kreatur, das befreiende Lachen des Humors und das scharfe Hohngelächter der Satire.

Weissensee.

Max Hoffmann.

Starke Liebe. Verlag von G. Müller-Mann in Leipzig.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß eine Gouvernante ein unglückliches, grausam unterdrücktes Wesen ist, und es gehört ein gewisser Muth dazu, das Gegentheil zu behaupten. Nun: ich habe ihn; denn meine Lebenserfahrung hat mich gelehrt, daß auch die Gouvernantenfrage ihre zwei Seiten hat, und ich erlaube mir, die zweite, wenig bekannte oder vornehm ignorirte Seite dieser Frage: in meinem Roman zu zeigen, dessen Hauptperson nach dem Leben gezeichnet ist.

Düsseldorf.

Anna von Kranc.

Antwort.

Seinen Kritiker seines im ersten Januarheft veröffentlichten Aufsatzes „Christenthum und Kapitalismus“ wünscht Herr Karl Jentsch öffentlich zu antworten. Hier ist sein Brief:

„Sie lesen meine Aufsätze gern, auch wenn Sie den darin ausgesprochenen Ansichten nicht beizupflichten vermögen, fühlen sich aber durch meine Behauptung, daß die Menschen den christlichen Herrgott brauchen, zu heftigem Widerspruch herausgefordert. Welchen Standpunkt man auch einnehmen möge: von jedem aus müssen Sie darin als Utilitarier erscheinen. Wie? Gott muß sein, weil er nützlich oder unrentabellich ist? Ob der Blitz nützlich oder schädlich ist: er ist. Zur Erklärung des Wesens der Elektrizität braucht man Hypothesen; an ihrer Existenz zweifelt Niemand.“ Schätzen Sie mir zunächst, dem letzten Satz die korrekte Form zu geben: „An der Wirklichkeit der Erscheinung, die wir Blitz nennen, zweifelt Niemand; zu ihrer Erklärung brauchen wir eine Hypothese, die Hypothese der elektrischen Welle, mit der wir zugleich auch viele andere Erscheinungen erklären.“ Elektrizität ist die gemeinsame Bezeichnung für eine Menge verwandter Naturerscheinungen und für ihre hypothetische Ursache. Der Weltgrund gehört weder in das Gebiet der Erscheinungen noch in das der mathematischen und logischen Sätze; er ist weder unseren Sinnen noch unserem Verstand zugänglich. Aber unsere Vernunft muß ihn denken. Die Form nun, die man ihm giebt, ist die Universalhypothese. Je nach der verschiedenen Struktur seines Denkforgans giebt ihm der Eine die Form des christlichen Gottes, der Andere die der absoluten Idee oder des Unbewussten (das eine sehr formlose Form ist) oder der Naturkausalität. Etwas Anderes als eine Hypothese kann Gott für den Denker ist, für die Philosophie, niemals sein; wäre es andere, so würden die Denker über sein Dasein oder Nichtsein so wenig streiten wie über den Psychogott oder über die Rudolfische Zahl oder über das Dasein des Balkens, an den sie sich im Finstern stoßen. Sie, geachteter Herr, enträsten sich nun gerade darüber, daß ich Gott zur Hypothese mache. „Wenn Sie sagen: Millionen Ungläubliche brauchen einen Herrgott, so stellen Sie damit die wirkliche Existenz Gottes in Frage, so machen Sie die Existenz Gottes abhängig von ihrer vorangesetzten Nützlichkeit oder Unrentabellichkeit. Damit ist Gott ein hypothetischer Gott, kein schlechthin existirender.“ Seitdem es Denker und eine Philosophie giebt, steht Gott in Frage; ich brauche ihn also nicht erst in Frage zu stellen. Den solchen Schluß: die Menschen brauchen den Glauben an Gott, also existirt Gott, habe ich nirgends gezogen; ohne danach zu fragen, ob dieser Glaube begründet ist oder nicht, erinnere ich nur an die Thatsache, daß Millionen ihn brauchen und daß daher die Anstrengungen Derer, die ihnen diesen Glauben entreißen wollen, vergeblich sind. Ihre dann folgende Philippika gegen die „Mittelporteller“, die aus selbst üchtigen Beweggründen Religiosität heucheln, steht zu dem Thema in gar keiner Beziehung. Sie kommen mit ihr zu einem Schluß, den ich nicht verstehe. „Wer die Wahrhaftigkeit, die Grundlage alles Guten und Sittlichen, befördern will, muß sich auf einen der beiden Standpunkte stellen: entweder er muß wirklich und wahrhaftig aus Gewissensdrang an einen schlechthin existirenden, persönlichen, allwissenden und allwissenden, für jeden Menschen im geistigen Rapport des Geistes zugänglichen Gott glauben oder er muß offen und ehrlich an einen solchen Gott nicht glauben, weil es ihm sein Gewissen verbietet. Was da-

zwischen liegt, ist Unwahrhaftigkeit und Heuchelei.⁴ Hier sind wieder zunächst einige Unklarheiten zu beseitigen. Nicht aus Gewissensdrang glaubt man, sondern, weil man als Kind den Glauben empfangen hat, oder aus persönlicher Lebenserfahrung. Glauben, Nichtglauben und Schwanken zwischen Beidem sind nichts Willkürliches; deshalb kann man weder dazu verpflichtet noch kann Eins davon verboten werden. Es hat also keinen Sinn, zu sagen: Die Wahrhaftigkeit fordert, daß Du glaubst oder nicht glaubst. Die Wahrhaftigkeit fordert nur, daß man sich nicht zu einem Glauben bekenne, den man nicht hat. Unerfüllbar, daher unbillig, ist auch Ihre Forderung, daß sich Jeder für oder wider das Dasein Gottes entscheiden soll. Was wollen Sie denn mit einem Menschen machen, der nicht mit sich ins Reine kommt? Wenn Sie ihm den Kopf nicht abschlagen: mit Schelten bringen Sie ihn aus seinen Zweifeln nicht heraus. Die Entschiedenen aber — und deren Zahl ist nicht klein — erfüllen ja Ihre Forderung; die Einen glauben an Gott, die Andern glauben nicht an ihn. Was wollen Sie also noch? Wollen Sie, daß Jedermann ein öffentliches Bekenntniß ablege? Das geschieht ja auch alle Tage von beiden Seiten. Wollen Sie, daß ich Farbe bekenne? Das habe ich ja schon sehr oft gethan: ich habe mich für den christlichen Gott entschieden. Wenn Sie sagen, wer sich nicht für den christlichen Theismus oder für den Atheismus entscheide, verleihe die Wahrhaftigkeit, so ist Das ungefähr so, wie wenn Sie sagten, wer sich nicht für den Atomismus oder für den Dynamismus entscheidet, ist unsittlich. Das würde dann die Vertreter der neuesten Hypothese, des Energismus, treffen. Oder wollen Sie die Hypothesen ganz verbieten? Dann verbieten Sie nur gleich die Physik, in der man keinen Schritt thun kann ohne eine Hypothese, eine Voraussetzung; Voraussetzunglosigkeit ist und bleibt eben in jedem Sinn Unsinn und Nüßge. Nun ist ja freilich die Gottesidee nicht bloß Hypothese, sondern zugleich auch Kraft, weil sie nicht, gleich den physikalischen Hypothesen, nur der intellektuellen Sphäre angehört, sondern auch der ästhetischen, der moralischen und der Sphäre der Begehrungen. Und in diesen Regionen der Psyche nun hat sie sich seit Jahrtausenden nützlich und unentbehrlich erwiesen. Wenn ich Das von Zeit zu Zeit konstatiere, bin ich weder ein Utilitarier noch sonst ein „arier“, sondern nur nüchternere Thatfachenmensch. Utilitarier in der Religion wäre ich, wenn ich, als Geistlicher — so Etwas soll ja hier und da vorgekommen sein —, den Leuten gerade den Gott predigte, den sie für ihre Leidenschaften brauchen, etwa ein Goldenes Kalb oder eine Venus oder einen Kriegsgott, und dadurch diese Leute für meine eigene Zwecke einfinge. Indem ich nun das hochgelahrte und höchst aufgeklärte Publikum ab und zu an eine ihm unbequeme Thatfache erinnere, glaube ich, Nützlich zu thun, denn es kommt alle Tage vor, daß sich geschleihte Beute an Balken, die sie nicht sehen wollen, den Schädel einrammen; Thatfachen sind unverkündet harte Balken. Insofern bin ich ja wirklich Utilitarier, aber diesen Utilitarismus werden Sie hoffentlich verzeihen; Sie müßten es denn lieber sehen, wenn die Menschen Unnützes und Schädliches thun, etwa aus kantischem Rigorismus nach dem Rezept von Schillers Distichon“.

Reiße.



Karl Rentsch.

Bleichröder.

Neulich verkündete uns eine kleine Notiz, im Januar dieses Jahres feiere das Bankhaus S. Bleichröder das Jubiläum seines hundertjährigen Be-

stehens. Mehr haben wir bis zu der Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, nicht gehört; unbekannt ist der Jubiläumstag, unbekannt sind auch die Absichten der Geschäftsinhaber. Vielleicht ist auf eine geräuschvolle Feier verzichtet worden, weil erst vor kurzer Zeit der junge Georg von Bleichröder auf einer Automobilfahrt jähen Tod fand. Hossentlich merken wenigstens die Beamten des Hauses mehr von dem für die Firma wichtigen Gedenttag, als Hansemanns Spartrieb die Beamten der Diskontogesellschaft von deren Jubiläum merken ließ; nicht einmal die Denkschrift, die doch wenigstens einen Buchhändlerwerth von fünf Mark hatte, wurde allen Beamten beschert: die meisten durften sich an dem Betrag satt sehen, der in der Gewinn und Verlust-Rechnung auf das Pensionfondskonto gebucht war. Die Firma Bleichröder hätte eigentlich allen Grund zu lauter Feier; denn kaum jemals ist eine Privatfirma in der kurzen Zeitspanne eines Jahrhunderts zu so unbedingt herrschender Stellung gelangt. Als der Abschluß des fünfundsiebenzigsten Geschäftsjahres gefeiert wurde, gab der Sozins Gersons von Bleichröder, der inzwischen auch verstorbene Geheimrath Schwabach, eine Erklärung des raschen Erfolges; drei Sonnen, sagte er, haben dem Hause Bleichröder geleuchtet: die Gunst Rothschilds, Bismarcks und des ersten Deutschen Kaisers. Diese drei Sonnen schufen den Glanz. Nur durch solche Verbindung glücklicher Umstände konnte das Geschäft, das der kleine Wechselr Samuel Bleichröder 1808 in Berlin gründete, zum Welthaus werden.

Vorfahren der Familie Bleichröder lebten schon lange in Berlin; kluge Leute scheinen darunter gewesen zu sein. Moses Mendelssohn erzählt, vom berliner Armenverweser sei ein junger Jude aus dem Weichbild gewiesen worden, weil er ein deutsches Buch bei sich trug und dadurch strafbarer Emanzipationbestrebungen verdächtig wurde. Dieser Bildungsjüder war der Ahnherr der Bleichröder. Das Geschäft Samuels mag anfangs recht und schlecht gegangen sein, wie andere auch. Aber schon Samuel verstand, wie später sein Sohn Gerson, sich werthvolle „Beziehungen“ zu sichern. Der Präsident der preussischen Seehandlung, der allerdings den nicht ganz artistischen Namen Bloch trug, gehörte zu den Protectoren des jungen Geschäftes. Gegen Ende der zwanziger Jahre kam der Freiherr Anselm von Rothschild nach Berlin, um einen Vertreter zu suchen, der ihm namentlich das in der Familie Rothschild schon damals traditionelle Diskontogeschäft in Preussens Hauptstadt besorgen sollte. Präsident Bloch empfahl Bleichröder; und Rothschild nahm den Vorschlag vielleicht um so lieber an, als er in dem kleinen Juden nicht einen künftigen Konkurrenten wittern konnte. Er hatte die Wahl nicht zu bereuen. Auch Gerson Bleichröder blieb, als er nach des Vaters Tod Chef geworden war, den frankfurter Herren ein ergebener Diener. Das wird manchmal wohl nicht leicht gewesen sein; am Schwersten gewiß in der letzten Zeit, als der eigensinnig bizarre Wily von Rothschild das deutsche Geschäft mehr und mehr einengte und schließlich ganz verpumpfen ließ. Nie aber vergaß Gerson Bleichröder, daß er dem Hause Rothschild das Ansehen zu danken hatte, ohne das die Entwicklung seiner Firma unmöglich geworden wäre. Eine Weile war er wohl nur Rothschilds Vermittler. Dadurch aber, daß die größten Bankhäuser, wenn ihnen am ersten Fälligkeitstage ihre Accepte vorgelegt wurden, stets vor dem stolzen Wiro M. A. von Rothschild & Söhne die Unterschrift S. Bleichröder sahen, wuchs natürlich das Prestige der Firma, die immer zusammen mit dem besten Namen der deutschen Finanzwelt genannt

wurde. Mit dem Nimbus wuchs auch der Kundenkreis; und als der Kapitalismus siegreich nach Deutschland vordrang und von dem französischen Börsenthume Louis Napoleons der wirthschaftliche Wagemuth sich über die Nachbarländer verbreitete, war Bleichröder schon eine Macht.

Noch leuchtete ihm Rothschilds Sonne im hellstem Mittagsglanz und schon stieg an seinem Himmel ein neues Taggestirn auf: in stürmischer Zeit war Otto von Bismarck an die Spitze der preussischen Regierung getreten. Als Diplomat, vielleicht durch Rothschild in Paris oder Frankfurt, mager mit Bleichröder bekannt geworden sein und schon nach kurzer Zeit wechselte man an der berliner Börse, Gerson Bleichröder sei der finanzielle Vertrauensmann des neuen Ministerpräsidenten. Bismarcks Aufgabe war, mit eiserner Willenskraft den Konflikt mit dem liberalen Abgeordnetenhaus durchzusetzen. Bald erkannte er die Nothwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Oesterreich, wußte aber noch nicht, woher er das Geld zum Krieg nehmen sollte, da die Volksvertreter für Bewilligungen nicht zu haben waren. Er rief Bleichröder zum König nach Karlsbad. Eine heikle Situation für Gerson. Er durfte dem König nicht verschweigen, daß Rothschild eben so wenig wie ein anderer deutscher Bankier daran denken konnte, einer Regierung zu pumpen, der die Steuern verweigert wurden und die ein unglücklicher Krieg über Nacht ins Grab legen konnte. Da er aber auch den wichtigen Kunden nicht verlieren wollte, wählte er einen Ausweg, den er ohne Risiko betreten konnte: er bewog die preussische Regierung, ihren Antheil an der Köln-Mindener-Bahn zu verkaufen. Für ihn selbst wars wohl kein schlechtes Geschäft; und Bismarck erhielt dadurch zunächst wenigstens die zum Beginn des Krieges nöthigen Mittel. Dieser kluge Vorschlag verschaffte Gerson Bleichröder die Gunst des alten Königs und befestigte damit seine Stellung noch wesentlich. Als dann Frankreich besiegt war und die erste Rate der Kriegsschädigung bezahlt werden sollte, rief ihn Bismarck nach Versailles ins Hauptquartier. Nach seinem Rath wurde der Zahlungsmodus bestimmt und der kluge Mann brachte es wieder fertig, seinen beiden Herren, Rothschild und Bismarck, zu gleicher Zeit einen Dienst zu erweisen. Die preussischen Unterhändler wollten anfangs Wechsel des pariser Rothschild, wegen seines Verhaltens in der Kriegszeit, nicht in Zahlung nehmen. Bleichröder brachte sie von diesem Vorhaben ab und bewahrte sie damit vor den Schwierigkeiten, die entstanden wären, wenn man etwa gar die Wechsel des Weltbankes Rothschild abgelehnt hätte. Bleichröders persönliches Auftreten in dieser historischen Zeit lernen wir aus einer Stelle der jüngst veröffentlichten Briefe und Tagebuchblätter des Generals und Admirals Albrecht von Stosch kennen, der am dreizehnten Februar 1871 aus Versailles schrieb: „Zum Empfang der Wechsel ist Bleichröder hierher kommandirt. Er geriet in spähhafte Begeisterung über zwei Wechsel zu je zwei Millionen Thaler von Rothschild, zeigte sie mir wiederholt und fragte mich, ob es wohl Schöneres gebe. Er war Feuer und Flamme dafür, so viel Geld auf so kleinem Zettel vereinigt zu sehen.“ Stolz, wie ein Ingenieur eine technisch meisterhaft gebaute Brücke betrachtet, sah Bleichröder auf die beiden Urkunden, die den Fortschritt der Technik des Geldverkehrs bezeugten, — doppelt stolz, weil die Rothschilds, seine Intimisten, dieses Meisterstück geleistet hatten.

Aus dem Hauptquartier führte Gerson Bleichröder mit dem Eisernen Kreuz und dem Adelsbrief an die Spree heim. Den Männern, die in heißem

Ringens auf dem Schlachtfelde das schlichte Tapferkeitszeichen erkämpft hatten, war nicht zu verargen, daß sie großend die Dekoration des Finanzmannes sahen. Bismarck hatte mit dem Vorschlag dieser Auszeichnung einen Fehler gemacht, der hier zum Bohn, dort zum Hohn stimmte. Im Kladderadatsch wurde der neue Ritter des Eisernen Kreuzes mit einer Couponschere als einziger Waffe vorgeführt. Jules Favre hat erzählt, Bismarck habe gewünscht, daß die Franzosen sich auch bei den späteren Ratenzahlungen Bleichröders Hilfe bedienten; die Absicht sei aber aufgegeben worden, weil der Bankier sich eine Garantieprovision ausbedung.

Nach dem Krieg kam die Gründerzeit. Bleichröder machte das Treiben recht eifrig mit, wenn er sich auch nicht so weit vorwagte wie Hansemann. Beide hatten parlamentarischen Schildknappen. Herr von Kardorff, damals noch überzeugter Freihändler, durfte sich an den fetten Lantienen der Luraahütte und anderer Gründungen Bleichröders erfreuen; er ließ sich diese mühelosen Profite gefallen, um, wie er gesagt hat, „seine parlamentarische Thätigkeit ohne Vermögensverluste ausüben zu können“. Auch die Gründung der Preussischen Centralbodenkreditgesellschaft, die die Segnungen des Crédit Foncier nach Deutschland verpflanzen sollte, vertrat Herr von Kardorff mit anderen Parlamentariern, wie von Bethmann-Hollweg, van Bervuth, von Wedell-Walchow, Braun-Wiesbaden und Genossen. Als Gründer der Bodenkreditgesellschaft zeichneten Baron Karl von Rothschild, Baron Abraham von Oppenheim, Gerson Bleichröder, Adolf Hansemann und Oberbürgermeister Niquel. Die berüchtigte Gründung der Deutschen Reichs- und Kontinental-Eisenbahngesellschaft, die Posen-Kreuzburger, die Weimar-Geraer, die rumänische und die Gotthardbahn kommen zum Theil auch auf das Konto Bleichröders. Nie hat Deutschland eine schlimmere Corruption gesehen als in diesen wilden Jahren. Parlamentarier, Gelehrte, Minister waren von der Gier, schnell reich zu werden, befallen. Und Bismarck, dem der unbefangene Kritiker eine persönliche Schuld mindestens nicht nachweisen kann, hat sicherlich selbst damals Fehler gemacht; ein Beispiel: die verhängnißvolle Transaktion mit dem Reichsinvalidenfonds. Was dann geschah, ist noch in Aller Gedächtniß. Vasker trat auf. „Gründer!“ brüllte die eine, „Hecker!“ antwortete die andere Seite. In beiden Lagern wurde gesündigt. Wohl verdienten die Leute, die das Schandtreiben mitgemacht hatten, den Pranger; doch die Angreifer schossen weit übers Ziel hinaus. Die Strömung, die so wild einsetzte und Schlamm und Roth ins Land spülte, mußte kommen und kam zur richtigen Stunde; die Aktiengesellschaft ist nun einmal das Symbol des modernen Großkapitalismus, gegen den jeder Einzelangriff bürgerlicher Politiker zwecklos und sinnlos sein mußte. Aber der See raste. Wer sich überhaupt nur an der Gründung einer Aktiengesellschaft betheiligt hatte, wurde verdammt. Wie falsch dieses Vorurtheil oft war, lehrt gerade die Geschichte der Gründungen Bleichröders: fast alle sind später gut geworden. Die so laut verlästerte Luraahütte gehört heute zu unseren besten Werken und auch für die Gründung der Zechen Dibernia und Schamrock, der damals die Börse selbst den Spottnamen „Schamroth“ gab, spricht der Erfolg. Daß Bismarck sich je an Gründungen betheiligt habe, ist nicht bewiesen. Seine innere Politik aber mußte den liberalen Gründern willkommen sein und sein Verhältniß zu Bleichröder wurde deshalb von den verärgerten Konservativen zum Ziel ihrer Angriffe gemacht. Nicht nur der hitzige

Dr. Perrot, der Verfasser der Deklaranten-Artikel der Kreuzzeitung, der bei aller Tüchtigkeit kritische Blagau und der fromme, fanatische und starkköpfige Diebst-Daber bekämpften ihn persönlich wegen seiner Beziehungen zu Bleichröder, sondern auch der geistig viel höher stehende Rudolf Meyer. Wundern durfte sich der Kanzler darüber nicht. Dem Bankier stand die Thür des früheren Palais Nadjwill stets offen, er wurde mit diplomatischen Missionen betraut und besaß Generalvollmacht für die Verwaltung des kaiserlichen Vermögens. Diebst-Daber behauptete, Bleichröder habe Bismarck achtzehn Prozent Zinsen erwirtschaftet. Bleichröders Wesen — und mehr noch später das seiner Söhne — war nur zu geeignet, persönliche Antipathien zu wecken. Er prunkte mit seinen hohen Beziehungen, sah die höchsten civilen und militärischen Würdenträger — freilich nie Bismarck selbst *) — auf seinen Bällen, wo der selbe Offizier vortanzte, dem bei Hofe dieses Amt zufiel, und man erzählte, der Parvenu weigerte sich, bürgerliche Offiziere einzuladen. Daß Bleichröder seine politischen Informationen seinem Geschäft nutzbar machte, ist selbstverständlich; und eben so, daß die Feinde nur die reichen Gewinne sahen, nicht aber die Millionenverluste, die auch nicht fehlten. Um ein Beispiel anzuführen, erinnere ich an die verfehlte Rubelspekulation, die er unternahm, als der Afghanenkrieg zu drohen schien. Nachdem Bismarck gestürzt war, wurde es auch um Bleichröder stiller. Doch gehörte er nicht zu Demen, die — ein selbst für Bismarcks Feinde ekelhaftes Schauspiel — sich von dem Jahrzehnte lang Umschmeikelten geschwind abwandten, als habe ihn die Pest befallen. Dem Mann, der für die Größe der Firma so viel gethan hatte, blieb der alte Gerson ein dankbarer Bewunderer.

Am neunzehnten Februar 1893 starb der längst Erblindete. Dem jüdischen Leichenwagen folgten die Vertreter vieler Monarchen und Fürsten. Mit ihm wurde der Nimbus seines Geschäftes zu Grabe getragen. Seit auch Schwabach tot ist, unterscheidet das Haus Bleichröder sich kaum noch von anderen ersten Bankhäusern. Nicht ein Sohn Gersons ist heute der eigentliche Leiter, sondern der junge Dr. Paul Schwabach. Der Väter Thatkraft scheint sich eben nur in ganz seltenen Fällen bis ins dritte Glied zu vererben; meist muß man schon froh sein, wenn wenigstens der Väter Reichthum unangetastet erhalten bleibt.

Plutus.

*) Ein Verhältniß persönlicher Intimität hat zwischen Bismarck und Bleichröder niemals bestanden. Der Kanzler hatte keine Zeit, sich selbst um seine Geldsachen zu kümmern, und überließ dem als klug bewährten Bankier die Verwaltung. Die Behauptung Diebsts, Bleichröder habe achtzehn Prozent herausgewirtschaftet, klingt recht unwahrscheinlich. Daß ein Mann in der herrschenden Stellung Bleichröders das Vermögen des Gönners gut anlegte, ist klar. Hätte Bismarck spekulirt oder sich gar an Gründungen betheiligt, dann hätte er viel beträchtlichere Summen hinterlassen. Er ließ den Bankier sorgen und griff so selten persönlich ein, daß Bleichröder ganz entsetzt war, als der Kanzler plötzlich den Verkauf seiner sämtlichen russischen Papiere forderte. Ob ein Krieg in Sicht sei, fragte er. Nein, sagte Bismarck; aber auf der russischen Seite können schließlich stets Reibungen entstehen und in einer schlaflosen Nacht ist mir eingefallen, daß ein deutscher Kanzler nicht durch seinen Besitz am Wohlergehen der Russen interessiert sein sollte. W. G.